HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Zwey und vierzigster Band.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
Brigham Young University

http://www.archive.org/details/smmtlichewerke42pich

Dav. Weiss sc. Vienne.

Friedrich der Streitbare.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Zweyter Theil.

Mit königl. Würtembergischem allergnädigsten Privilegio.

Wien, 1831.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Friedrich der Streitbare.

Zweyter Theil.

Eine lange Zeit war verflossen, seit das Turnier am Wienflusse gehalten worden, und Melisende mit einem ganz andern Bilde in dem umgewandelten Herzen zu dem verwundeten Gemahl zurückgekehrt war. Vieles, sehr Vieles hatte sich seitdem in Wien und hier und dort im Lande ebenfalls umgewandelt, und eine unfreundlichere Gestaltung der Dinge hatte nach jenem glänzenden und glorreichen Tage allmählich durch Österreich und Steyermark Platz gegriffen, ähnlich dem fahlen Schimmer, der vor einem schweren heraufziehenden Gewitter sich über die Gegend verbreitet, allmählig zur Dämmerung wird, bis endlich die Nacht des Unwetters alles bedeckt, und nur Blitze mit gefährlicher Hellung das Dunkel durchzucken. Da sprengte in einer schönen Sommernacht ein einzelner Reisender, von einem Knechte begleitet, über die weite Fläche daher, welche sich von den Ufern der Leitha an hinter und vor der Neustadt bis gegen die Bergkette

verbreitet, hinter welcher die Gipfel der höhern Alpen hervorblicken, und dem Wanderer die Reize und Wunder der Gebirgswelt ahnen lassen. Der Vollmond stand hoch am blauen Himmel — tiefe Stille war über die Fläche verbreitet, die damahls noch nicht mit so vielen Dörfern, Schlössern und zierlichen Gärten wie heut zu Tage geziert, ja an manchen Orten noch ziemlich tief in die Ebene herab mit Waldungen bedeckt war, die dort einsame Schatten verbreiteten, wo jetzo Leben und Betriebsamkeit auf sonnigen Kornfeldern und in lustigen Weinbergen herrscht.

Immer klarer und deutlicher traten vor des Reiters Augen die bewaldeten Anhöhen hervor, hinter welchen das Ziel seiner Reise sich barg. — Umsonst aber lächelte die Natur im stillen Frieden der heitern Mondnacht um ihn, umsonst duftete das frischgemähte Gras von den Wiesen in die heitere Luft empor, umsonst schlugen hundert und wieder hundert Nachtigallen in den Gebüschen, welche theils den Weg umkränzten, theils die seltenen Dörfer in freundliche Schatten hüllten; der Reiter dachte und sah nichts vor sich als das Ende und den eigentlichen Zweck seiner schnellen und geheimen Reise. Jetzt endlich erschien ihm am Rande der Ebene die niedrige

kahle Felsenreihe, weißlich und hell im Mondesschimmer gegen die bewaldeten Berge im Hintergrunde abstechend, aus welcher die heißen Schwefelquellen hervorströmten, die damahls, und wohl fast tausend Jahre früher schon unter den Römern wegen ihrer heilsamen Kräfte bekannt waren. Ein kleiner Ort von wenigen Häusern am Fuße der kahlen Felsen bezeichnete die Stelle, wo jetzt das volkreiche und vielbesuchte Städtchen Baden am Eingange der lieblichen Schlucht liegt, welche sich von hier in mannigfachen Krümmungen durch schön bewaldete Berge und üppige Wiesen bis zu der in ihrem Schooße verborgenen Abtey Heiligen-Kreuz zieht, von Markgraf Leopold dem Heiligen in diesen einsamen Wildnissen gestiftet. Da erspähte des Reiters scharfer Blick im Mondlichte die Burg Rauheneck auf dem ersten mit dunkeln Kiefern bewachsenen Hügel und den dreyeckigten Thurm derselben, der noch steht, aber freylich damahls nicht so einsam wie jetzt, sondern von den übrigen Theilen des fest und wohlgebauten Schlosses umgeben war. Aber der Reiter achtete ihrer nur flüchtig, und eilte vorwärts, um bald zu erreichen, was ihm als das eigentliche Ziel seines ungeduldigen Strebens vorschwebte. Nun hatte die Schlucht

den Ritter in ihre Halbschatten aufgenommen. Linker Hand zog sich zwischen zwey waldigen Anhöhen der Weg nach Rauheneck hinauf, dort, wo jetzt die reinlichen bequemen Fußpfade von der Königshöhle in das Thal herab laufen, und wo alles ringsumher die erfreulichen Spuren von dem segensreichen Walten eines Fürsten, eines allverehrten Helden trägt, der hier von seinen Siegen ruht. Damahls sah es freylich anders hier aus, dennoch war im reinen Lichte des Vollmondes auch damahls die waldige Gegend wunderschön, und würde jedes Herz, das nicht von feindseligen Empfindungen im Voraus eingenommen war, wie das des ankommenden Reiters, mit freundlichen Gefühlen ergriffen haben. Dieser aber hatte nur Augen für seine Absicht, und so erblickte er mit Freuden von diesem Puncte aus auf der entgegenstehenden Hügelreihe die Burg Rauhenstein, deren jetzt auch in Trümmern sinkende Vorderseite einer spätern Zeit angehört, die damahls aber in alterthümlicher Pracht zwischen den wunderbar gestalteten Felsenzacken thronte, welche aus der Tiefe heraufstarrend, es wie eine schützende Wache oder Pallisadirung zu umgeben scheinen. Etwas weiter zurück, auf derselben Seite wie Rauheneck, trat das Gemäuer

von Scharfeneck auf der Hügelspitze hervor, eine stattliche Burg, wie die beyden Nachbarvesten, denen sie an Größe und Festigkeit nichts nachgab, obwohl Schicksale, welche die Geschichte nicht kennt, sie so zerstört haben, daß man ihre Spur zwischen Graswuchs und Gestrippe kaum in einigen Trümmern erkennt. Überrascht und mit einer Art von freudiger Siegeslust, betrachtete der Ritter jetzt die drey ihn umringenden, so nahen, so festen Schlösser, und obwohl man ihm früher die Lage derselben, das Thal und die ganze Gegend so wohl beschrieben hatte, daß er sie nach dieser Schilderung ohne Wegweiser zu finden im Stande war, so erfüllte doch der wirkliche Anblick, und die Folgen, welche sein geübter Blick leicht aus dieser Lage der Dinge zu ziehen vermochte, ihn mit stolzen Hoffnungen. Noch einmahl und wieder betrachtete er von dem Puncte, auf welchem er zu Pferde in Mitte der drey Burgen hielt, wohlgefällig die Gegend. Er warf seine Augen weiter in die Thalschlucht, und sah, wie unfern von Scharfeneck, und dicht hinter der Spitze, auf dem es lag, der jetzt durchgebrochene Urthelstein und eine andere hohe kahle Felsenwand sich wie ein paar unbezwingliche Mauern auf beyden Seiten hervordrängten,

und ſich einander ſo ſchroff, ſo drohend näherten, daß nur der Schwechatbach laut ſchäumend ſich einen Weg über Klippen und Geröll zwiſchen ihnen hindurch bahnen konnte. — Er erkannte, daß hier ein kleiner Haufen dieſen wohlbefeſtigten Paß gegen ein bedeutendes Heer vertheidigen könnte, und daß, wenn die Beſitzer dieſer Burgen und der Klauſe ſich widerſetzten, kein Feind in dieſe friedlichen Thäler würde eindringen können. Um ſo wichtiger und beruhigender war es für ihn, daß er bereits durch perſönliche Einwirkung und durch treue Mithülfe gleichdenkender Menſchen, ſowohl den alten Bibrich von Wildenſtein, der auf Scharfeneck lebte, als den unruhigen Erpo von Solenau, dem Rauhenſtein gehörte, ſo ziemlich für ſeine Abſichten gewonnen hatte, daß ihnen Kampf und Widerſtand gegen ihren Lehensherren, Friedrich von Öſterreich, und, wenn es Noth that, auch wohl Bündniß mit auswärtigen Feinden gegen ihn in nicht ſehr widrigem Lichte erſchien.

Von jeher waren die Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen zur Unzufriedenheit geneigt, von jeher wurde der gegenwärtige Druck am ſchmerzlichſten gefühlt; von jeher erſchien nur wenigen das, was ſie beſaſſen, angenehm, die

Meisten waren und sind stets geneigt, gering zu achten, was gegenwärtig ist, Fehler an dem zunächststehenden in vergrößerten Umrissen zu sehn, und nur das Entfernte, das Unerreichbare als wünschenswerth zu betrachten. Ja, diese Verkehrung aller gesunden Ansicht sehen wir oft so weit gehn, daß dieselbe Sache oder Person, welche, so lange sie gegenwärtig war, gehaßt, verabscheut, und jede Kraft aufgebothen wurde, sich von ihr zu befreyen, so wie dieß endlich gelungen, und sie durch Schicksal oder Anstrengung in eine wohlthuende Entfernung gerückt war, nun bald anfängt, zurückgewünscht zu werden, weil der nachfolgende Zustand den begehrlichen nie gesättigten Sterblichen abermahls ungenügend erscheint. So ging es auch in Österreich. Unter Leopold des Glorreichen Regierung, der allen seinen Unterthanen ein milder Herr, aber aus einer Politik, welche in jenen Zeiten viele große und kleine Fürsten befolgten, dem Städtewesen, und nahmentlich seiner Hauptstadt Wien besonders hold war, hatten sich schon Keime des Neides, der Unzufriedenheit, der Gehässigkeit zwischen dem Adel und den Städten gezeigt, und waren zuweilen nicht ohne Ungestüm laut und bemerkbar geworden. Von seines Soh-

nes stolzem kampflustigen Sinne hofften die Adeligen jetzt Abstellung ihrer Beschwerden, und ein kräftiges Niederhalten der übermüthigen Städter oder Stadtratzen, wie die wohlhabenden, und auf diese Wohlhabenheit, auf ihre festen Wälle und wohlgefüllten Rüsthäuser pochenden Städter von den Rittern genannt wurden. Es erfolgte wohl nicht das Gegentheil, aber es zeigte sich bald, daß Friedrich zwar die Städte nicht begünstige, wie sein Vater, aber auch den Adel und die Geistlichkeit nicht, daß er allein überall Herr seyn wolle, und jeden Widerstand, komme er von welcher Seite es wäre, mit kräftiger Hand niederhalten, keine fremde Anmassung dulden, und das, was er für sein Recht hielt, mit jeder Kraft, die ihm zu Gebothe stand, behaupten würde. Das hatte sein erster Sieg über die Böhmen, das hatte sein Kampf mit den Künringern bewiesen. Gar manche hatten diesen Erstlings-Versuch ihres muthigen Lehensherrn mit äußerlich scheinbarer Freude und mit innerem Schrecken gesehen, denn sie konnten sich leicht voraussagen, was sie zu erwarten haben würden, wenn irgend ein Drang der Umstände sie in offenbare Widersetzlichkeiten mit ihm bringen sollte. Seitdem hatte sich noch Manches ereignet, was jene

Befürchtung gewaltig vermehrte, und böswilligen, schadenfrohen Einflüsterungen und Aufreizungen um so freyern Spielraum schaffte. An diesen Einflüsterungen und Aufreizungen hat es zu keiner Zeit gefehlt; in jenen Tagen aber, wo der Einzelne sich noch nicht mit mannigfachen Banden in das Gesammtwesen verschlungen fühlte wie jetzt, wo Eigenhülfe und Eigenmacht eine sehr gewöhnliche Erscheinung war, in jenen Tagen hatten Einwirkungen solcher Art gar viel leichteres und erfolgreicheres Spiel. Eigennutz, Rachgier, Privatabsichten entzündeten mit geringer Mühe große Unruhen und einen Kriegsbrand, der ganze Provinzen ergriff, und diese Unruhen, diese Unsicherheit des Lebens bey wilder Kraft, roher Sitte und unabhängigem Wirken machen einen Theil der Schattenseite aus, die Manche vielleicht mit zu viel Übertreibung dem Mittelalter vorwerfen, und darüber das viele Schöne und Erhebende vergessen, das für die Menschheit in jener Zeit liegt.

Der Leser wird sich erinnern, daß Jerindo Frangepani schon bey der Unterredung mit seinem Bruder auf dem Ritt nach der Herberge am Vischa-Ufer nicht undeutlich darauf hinge-

wiesen hatte, daß er in Wien gleichgestimmte Männer gesucht und gefunden habe, in deren Brust er den Saamen des Grolles, den er seit langem gegen den Herzog nährte, streuen, und wo er lustig zu wuchernder Saat aufschießen würde. Gegen Ulaky hatte er sich deutlicher erklärt, und was ihm dieser berichtet, hatte, wie seinen Widerwillen gegen den allzuglücklichen Feind, so auch seine Hoffnungen, sich endlich rächen zu können, vermehrt, und etwas zufriedner, als er bey seiner Ankunft in Wien war, kehrte er in sein Vaterland zurück. Er hatte aber noch einen Eindruck, noch einen Plan aus Wien mitgenommen. Er hatte Jutta gesehen, ihre feine Gestalt, der sittsame Adel ihres Benehmens, selbst ihre Zurückhaltung und ein Zug von stillem Kummer, der ihm in ihren Mienen zu liegen schien, hatten ihn angezogen. Obwohl sein Betragen, seine ritterliche Artigkeit äußerlich der blendenden Frau von Pottendorf zu huldigen schien, welche bey Tische seine gesprächige Nachbarinn war, so hatte er doch während der lebhaften Unterhaltung mit dieser, das Fräulein von Rauheneck nicht einen Augenblick zu beobachten aufgehört, und sein Verstand hatte sogleich

entschieden, daß Schönheit, Witz und schimmernde Gaben wohl hinreichen können, vor der Welt zu glänzen, daß aber, um den Lebensgefährten dauernd zu beglücken, ganz andre Eigenschaften erforderlich seyen. Er benützte daher die Begleitung des Künringers, um sich über die Vermögens- und übrigen Verhältnisse des Mädchens, das ihm so bedeutend erschienen war, nähere Kenntnisse zu verschaffen, und der erste flüchtige Gedanke, der bey jenem Abendessen in ihm entstanden war, bildete sich nach und nach zum festen Vorsatz aus. Aber er fand bey seiner Nachhausekunft im Vaterland die Lage der Dinge weit anders, als er sich es vorgestellt hatte. Der plötzliche Tod Königs Andreas, der seine Vermählung nur kurze Zeit überlebte, die Unruhen, welche die Thronbesteigung Bela's verursachte, endlich die Gerüchte von der Gefahr, welche dem ganzen östlichen Europa durch die Annäherung der furchtbaren Mongolen drohte, Alles dieses hielt Frangepani fortwährend in vielseitiger Thätigkeit, stellte seine Heirathsprojecte in den Hintergrund und geboth auch seinen racheluſtigen Entwürfen, den König Bela zu einem Kriege gegen Friedrich von Öster-

reich zu reitzen, für jetzt Stillstand. So war über ein Jahr vergangen, während welcher Zeit er sich nur vorläufig durch einen Freund um die Vermittelung des Prälaten von Heiligen-Kreuz beworben, und diesen hatte ersuchen lassen, sich um die Gesinnungen des Ritters von Rauheneck zu erkundigen, ob sein Heirathsantrag willkommen seyn, und auf eine Art würde aufgenommen werden, die dem Stolze Frangepani's zusagte? Die Antwort, welche von dem alten Ritter allein herrührte, war sehr günstig und ganz so, wie Frangepani sie gewünscht, und wohl auch erwartet hatte.

Selbst nach Österreich zu kommen, die Erwählte näher kennen zu lernen und das Heirathsgeschäft abzuschließen, war ihm bisher nicht möglich gewesen; aber sein zweyter, oder eigentlich sein vorzüglichster Plan, seinen König dahin zu vermögen, einen Einfall in die Länder seines Feindes zu unternehmen, sich entweder ein Stück davon zuzueignen, oder sie so zu verheeren, daß Friedrich die Hand der Rache daran nicht verkennen konnte, dieser Plan war jetzt, wo die Mongolengefahr sich wieder entfernt zu haben schien, seiner Erfüllung näher gerückt. Frangepani war nun, um die nöthigen Vorbereitungen zu tref-

fen, Rücksprache mit Gleichgesinnten zu nehmen, und gelegentlich auch auf Rauheneck einzusprechen, nur von einem einzigen Knechte begleitet aufgebrochen, und auf einsamen Pfaden bis jenseit der Neustadt, und in die Thalschlucht hinter Baden gelangt, wo wir ihn zwischen den drey Burgen haltend und sie betrachtend verließen. — Die Nacht war wunderschön. Heller Mondenschimmer beleuchtete die Hügel zur rechten Hand und strahlte von den Fenstern von Rauhenstein nieder, das ganz von hellem Glanz übergossen zwischen seinen Felsenzacken lag, während tiefe Schatten die Wälder und Abhänge der linken Hügelreihe deckten. Untenher brauste und rauschte der Wildbach, und durch die dunklen Schatten der Föhren fielen helle Lichter hier und dort auf seine klare Fluth und loderten wie bewegliche Sterne darauf. Tausend Nachtigallen flöteten rings aus den Büschen — es war eine Nacht, die jedes Herz zu mildern Empfindungen stimmen konnte. Einen Augenblick übte ihr Zauber auch seine Gewalt über Frangepani's Gemüth — es wurde von einem weichern Gefühl überschlichen — Jutta's freundliches Bild trat in dieser Umgebung, in welcher sie wahrscheinlich einst

das Licht erblickt und wo sie vielleicht jetzt auf des Vaters Burg lebte, lebhaft vor seine Seele, er rief sich ihr sittsam edles Betragen, den milden Ton ihrer Stimme zurück, er beschloß, noch ehe er nach Rauhenstein ginge, um den wilden Solenauer zu sprechen, auf Rauheneck zu reiten, und zu sehn, ob er sie nicht träfe, sie, deren Anblick in der kurzen Zeit, wo er sie gesehen, so beruhigend und erheiternd auf sein verdüstertes Gemüth gewirkt hatte, sie, die vielleicht allein im Stande war, einen frühern, mächtigern Eindruck ganz aus seiner Seele zu verlöschen. Aber nein! — Das vermochte Jutta nicht; denn Jutta, so liebenswürdig sie schien, war keine Margarethe, war nicht seine erste Liebe und keines Fürsten Tochter. Und wie nahe war er einst daran gewesen, dieß so liebliche, so schöne und so hochgestellte Wesen sein nennen zu dürfen? Hatte nicht der Schmerz, den Geliebten verlassen zu müssen, den Glanz des deutschen Königsthrons und alle schimmernden Aussichten in der liebenden Jungfrau Seele verdunkelt? Hatte sie nicht beynahe schon eingewilligt, mit ihm nach Ungarn zu fliehn? Und wer hatte dieß nahmenlose Glück zerstört? Wer hatte ihn zurückgeschleu-

dert von dem glänzenden Ziele? Alle Rachegeister stiegen bey diesem Gedanken wieder in der kaum beschwichtigten Brust empor, die kriegerischen Plane behielten die Oberhand, die Schönheit der Gegend verlor ihren Zauber, Frangepani wendete sein Pferd und ritt das Thal hinauf. Um nach Rauheneck zu kommen, war immer noch Zeit, wenn erst die wichtigern Geschäfte abgemacht waren.

Im hohen Tafelsaale auf Rauhenstein fassen die Ritter beysammen; denn Expo hatte sogleich bey Frangepani's Ankunft einen Bothen nach Scharfeneck abgeordnet, und keine halbe Stunde war vergangen, so trat der alte Wildenstein ein, grüßte mit Handschlag und Mund den lange erwarteten Gast, und bald vertieften sich die Dreye beym reichlichen Mahl und Becherklang in das Gespräch, welches der eigentliche Zweck von Frangepani's Hierherkunft war. Der gute alte Wein, der in der Nähe des Thales auf sonnigen Hügeln gekeltert war, wo noch jetzt Reben der besten Sorten in Österreich wachsen, erhitzte nach und nach das Blut der beyden Deutschen, und öffnete Herz und Lippen vielleicht weiter, als sie ahneten, gewiß weiter, als sie sollten. Frangepani, an die feurigen Weine seines

Vaterlandes gewohnt, und wohl auch weil er sich seiner Absicht deutlich bewußt blieb, hielt sich mäßig und behauptete seine Überlegenheit über seine beyden Tischgefährten. Die Unterredung wurde immer lebhafter, oft schrien beyde zusammen, und endlich rief der Wildenstein: Das sage ich euch, Herr von Frangepani, es ist keiner unter uns in Steyermark und wohl auch in Österreich, wie euch mein Freund Erpo sagen wird, der nicht viele, schwere und gerechte Klagen gegen den Herzog hätte. Vorstellungen und Widerspruch richten nichts aus, die größere Macht ist in seiner Hand. —

Aber worin besteht denn diese größere Macht, erwiederte Frangepani: Wer hängt denn so fest an ihm, und auf wessen Zuzug und thätige Hülfe kann er denn so gewiß zählen, wenn, wie ihr sagt, der ganze Adel der beyden Länder gegen ihn aufgebracht ist?

Nun! ihr müßt das nicht so buchstäblich nehmen, nahm der von Solenau das Wort: Alle will sagen Viele, und dann sind die Städte — da ist Wien, das sein Vater schon mit Geld und Wohlthaten überschüttet und sich die Spießbürger zu treuen Anhängern gemacht hat, da ist

Linz, Neustadt, Grätz — die kleinern Nester ungezählt. Überall sitzen reiche Bürger. —

Ja, und die Kerls haben euch Waffen und Rüsthäuser, rief der Wildenstein, und führen einen Staat —

Daß sich oft ein Rittermann schämen muß, fiel Expo ein, wenn er bey einem Kirchgang oder öffentlichen Aufzug neben einem solchen Kerl zu stehen kommt. —

Und vollends ihre Weiber! rief Wildenstein: Die stolziren in goldnen Ketten und Ohrenringen, und manche trägt sogar Seide.

Das ist die Folge von des vorigen Herzogs Freygebigkeit und Nachsicht gegen diese Schufte. Lieh er ihnen nicht selbst Geld? Ließ er ihnen nicht durch den reichen Dietrich vorstrecken, was sie bedurften, um ihren Handel und ihr Gewerb zu erweitern? — Steckte er ihnen den Reichthum nicht, so zu sagen, selbst in die Tasche? rief der Solenau entrüstet, und da mußten wir zusehen. Und nun, da wir hofften, es solle anders gehn —

Nun wurd's beynahe ärger! schrie Wildenstein: Aber bey Gott, es soll nicht mehr lange so fortgehn! — Anders muß es werden, anders wird es werden, rief er, indem er mit der ge-

ballten Faust auf den Tisch schlug, daß Becher und Kannen klirrten.

Sind denn noch viele vom Adel, die zu dem Herzog halten? unterbrach Frangepani die lärmenden Ritter. —

Leider noch genug, rief Erpo: — Da sind einmahl die Lichtensteiner und ihr ganzer Anhang.

Die Lichtensteiner! fiel der Alte ein. Ja die könnten uns zu schaffen machen. Sie haben viele und bedeutende Besitzungen. Ihr Hauptsitz, von dem sie stammen, liegt ganz nahe hier auf der Bergreihe. —

Und beherrscht weit hin die Ebene, unterbrach Erpo seinen Freund.

Dann sind die Trautmansdorf, die Thernberge, die Stüchsen, noch manche andre, fuhr der Wildensteiner fort, vor allen aber ist der Künringer zu fürchten —

Wahrlich, d i e s e n, entgegnete Frangepani, hätte ich nicht erwartet, hier nennen zu hören. Er hat sich des Herzogs und seines Verfahrens gegen ihn eben nicht zu beloben.

Dennoch! dennoch! antwortete Erpo: —Seit er ihn bezwungen, seit er ihn mißhandelt und ihm den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, hängt er mit unverbrüchlicher Treue an ihm.

Wunderbar, erwiederte Frangepani: Ich wäre nicht so geduldig.

Ja, es ist gar vieles wunderbar, was mit diesem Herzog geschieht, nahm der Wildenstein das Wort, und es geht wohl nicht Alles mit natürlichen Dingen zu. Man sagt, er solle einen Stein besitzen, einen Talisman nennen sie ihn, den sein Vater von einem Zauberer im Morgenlande oder in den egyptischen Pyramiden erhalten, der soll die Eigenschaft besitzen, Liebe zu erwecken.

Ach, Possen! antwortete der von Solenau: Sein Talisman ist seine Macht, sein Schwert sein Zorn, den der Künring fürchtet.

Ich weiß, ihr glaubt nichts, erwiederte der Alte. Und dennoch ist es so. — Wie war denn das mit der Pottendorferinn?

Pottendorf? fiel Frangepani lebhaft ein, die schöne Frau? Eine geborne Griechinn, glaub' ich?

Ganz recht, sagte der Alte. Diese haßte den Herzog wie die Hölle, sie hetzte ihren Mann gegen ihn auf, sie hatte sogar auf den Mauern ihrer Burg gegen seine Schaaren gekämpft. —

Ich selbst habe sie auf eine sehr entschiedne Weise gegen den Herzog sprechen hören, erwiederte Frangepani.

Nun und diese Frau, fuhr Wildenstein fort, hatte den Herzog kaum erblickt, so war sie sterblich in ihn verliebt.

Das ist seltsam, aber auch wohl ohne Zauber zu erklären, sagte Frangepani: Der Herzog ist ein schöner Mann, er ist ein Fürst, er versteht zu schmeicheln. O wo wäre das Weib, das hier widerstünde! Treue und ältere Liebe, Pflichten und heilige Schwüre, alles wird vergessen, wenn ihre Eitelkeit und ihr Hochmuth seine Rechnung findet.

Ich sage euch aber, es kam gar nicht bis zum Schmeicheln, fiel der Wildenstein ein: Der erste Anblick hatte sie behext, sie war verloren, wie sie ihn nur sah.

Frangepani schüttelte ungläubig lächelnd den Kopf. — Aber, fuhr er plötzlich fort, da wäre ja etwas zu versuchen? Ihr Mann kann dem Herzog unmöglich gut seyn. Auf den wäre zu rechnen, und seine Burg bewacht unsre Grenze.

Auf den rechnet nicht, erwiederte Erpo: Das ist ein schwacher tückischer Mensch, mit dem nichts anzufangen ist. Und auf Pottendorf wohnt er auch nicht mehr. —

Nicht mehr? Warum nicht? fragte Frangepani.

Eben wegen jener Geschichte, erwiederte Erpo: So wie ihm die Buhlschaft seines Weibes ganz klar wurde; — denn der arme Tropf hielt sich noch immer an jeden Faden der Möglichkeit, er ist eben selbst noch rasend in seine Frau verliebt — wie er sich's nicht mehr verhehlen konnte, da packte er sie auf, und sie mußte fort auf eines seiner entlegensten Schlösser.

Und sie ließ sich aufpacken? fragte Frangepani: — Das sollte mich wundern. Diese Frau schien mir nicht darnach, um mit sich schalten zu lassen.

O das glaubt ja nicht, fiel Wildenstein ein: Der Ulrich, so sanft und gelassen er aussieht, hat einen Sinn wie Stahl und Eisen, wenn er sich einmahl etwas vorsetzt. Die Griechinn hat wohl nachgeben müssen. Ich glaube, er hätte sie eher umgebracht, wenn sie nicht mit ihm gegangen wäre.

Das sieht mir nicht so schwach und tröpfisch aus, wie ihr sagtet, antwortete Frangepani.

Nein, nein! Ich sage es euch, mit dem Ulrich ist nichts anzufangen, rief der Wildensteiner: Er ist ein Tuckmäuser, eine kriechende Seele.

Er haßt den Herzog, fiel Erpo ein, und wäre

doch um keinen Preis zu bereden, mit uns gemeine Sache zu machen.

Laſſen wir ihn denn, erwiederte Frangepani, wenn er nicht mit zu dem großen Zwecke wirken will. Ich denke, wir werden wohl auch ohne ihn und trotz ihm, und den Lichtenſteinen, Stüchſen, und wie ihr die Herren alle genannt habt, doch mit dem Herzog fertig. Mein König hat ein bedeutendes Heer geſammelt, es ſteht zum Aufbruch bereit in den obern Comitaten, und ich bin hier, um mich mit euch, edle Ritter, zu berathen, was hier in Öſterreich und Steyermark für unſre Abſichten zu hoffen ſteht.

Ja, fiel Erpo ein — für's erſte müßtet ihr aber eure Abſichten klar machen.

Unſere Abſichten? fragte Frangepani verwundert: Ich denke doch, die ſind euch bekannt. Ihr wißt, was ſich euer Herzog gegen unſern König erlaubt, ihr wißt, daß es ihm nur an den gehörigen Mitteln ſowohl an Geld als Leuten gefehlt, um einen ſchon beabſichtigten Feldzug nach Ungarn zu unternehmen, und mit Gewalt durchzuſetzen, was das Mißvergnügen und der Unverſtand einiger Thoren bey uns begonnen hatte, auf deren Mitwirkung ſein geſchmeichelter Ehr-

geitz rechnete. Wir wußten das in Ungarn recht wohl, und hätten uns damahls die Gerüchte nicht erschreckt, die uns die Annäherung eines zahllosen wilden Volkes gegen unsre Grenzen verkündeten, König Bela hätte damahls schon ausgeführt, was er jetzt zu thun Willens ist. So aber mußte der König seine gerechte Rache verschieben; doch fiel ein Schlag, der des Herzogs Plan wohl auf immer zertrümmert hat. Die Nichtswürdigen sind entlarvt, ergriffen, gefangen gesetzt, und zum Theile bereits hingerichtet, welche in unbegreiflicher Verblendung dem Fremdling die Krone Ungarns angebothen hatten.

So läßt es nun euer König dabey bewenden? entgegnete Wildenstein: Ja, was haben wir zu hoffen? Wir bleiben verlassen —

Habt ihr mich nicht verstanden? antwortete Frangepani etwas ungeduldig. Der König hat ein Heer beysammen. Auf unsern nördlichen Grenzen ist es vor der Hand ruhig, und wir sind bereit in Österreich oder Steyermark, oder in beyde Länder zugleich einzufallen; nur muß der König wissen, wessen er sich zu Euch zu versehen hat, auf welche Hülfe er rechnen, welche Streitkräfte er bereit, welche festen Plätze, welche Pässe er geöffnet finden wird? Und

dieß abzureden, hierüber meinem Könige klaren Bericht geben zu können, ist der Zweck meines Hierseyns.

Gut, erwiederte Expo, das begreifen wir. Ihr wollt unsre Hülfe, unsre Leute, unsre Burgen — vielleicht, wenn es irgend eine Maßregel des Krieges nothwendig machte.

Das könnte geschehn, erwiederte Frangepani, doch nur in der äußersten Noth.

Schon gut, schon gut, wir verstehen, antwortete der Solenauer: Unstreitig ist es nicht wenig, was Ihr Herren Magyaren von uns fordert. Indessen — wo man Holz haut, fallen Späne, und wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Es wird vielleicht während dieser Fehde, und während ein fremdes Heer in unsern Markungen waltet und hauset, manches Unbeliebige geschehn, Manches, das wir später verwünschen, — wir wollen darüber hinausgehn, wenn nur zuletzt geschieht, was wir wollen. Also zuvörderst, was ist eures Königs eigentliche Absicht mit diesem Kriege?

Ich weiß nicht, bin ich so unglücklich, mich nicht verständlich genug auszudrücken, erwiederte Frangepani, oder ist es euch so schwer, mich zu begreifen. — König Bela überzieht den Her-

zog Friedrich mit Krieg, um ihn für seine kronenräuberischen Absichten zu bestrafen.

Bestrafen? Wie denn aber? Will er ihn fangen und mit sich nach Ungarn führen? — erwiederte Wildenstein.

Das möchte wohl nicht so leicht werden, erwiederte Frangepani. Aber ins Land eindringen will er, je tiefer, je lieber, und dazu bedarf er eure und eurer gleichgesinnten Freunde Mitwirkung. Es kann nicht fehlen, wenn Viele, die Meisten zusammen halten, wenn sie dem Herzog keinen Zuzug leisten, oder in der Schlacht zu uns übertreten, wenn er nirgends Unterstützung, ja fast überall Widerstand findet, dann muß sein Trotz sich beugen. —

Er muß von seinen Hoheits-Rechten fahren lassen, fiel Erpo hastig ein, er muß uns frey gewähren lassen auf unsern Burgen.

Er darf uns dann nicht die Weglagerung wehren, rief Wildenstein —

Und die Mauten und Zölle nehmen, wie er that, rief Erpo: Denkt nur, da hab' ich in Solenau an der Straße, die aus dem Gebirg herausführt, auf meinem eigenen Grund und Boden einen Zoll angelegt. Die Schufte, die Bauern, die da mit Kalk, Holz, Eisen und an-

derm Gerümpel aus den Wäldern hervor mir gerade bey der Naſe vorbeyfahren, ſollten zahlen! — Nun ich forderte, was billig iſt, aber das Geſindel nannte das unerhörten Druck, Grauſamkeit u. ſ. w. Sie liefen zum Herzog, der ſandte ein paar Schreiber und ſeinen Hofkaplan heraus. Ich wurde gefragt, mit welchem Rechte ich die Mauth angelegt? Mit welchem Recht! denkt nur, und es war auf meinem eigenen Grund und Boden! Dann ſollt' ich mich ausweiſen, ob ich die Straße erbaut, ob ich ſie unterhielte u.ſ.w. Den Teufel auch! Ich werde dem Geſindel noch eine Straße bauen, daß ſie mir mit ihren Karren vor dem Schloſſe vorbeyraſſeln. Ich ſagte denn, die Straße ginge mich nichts an, die Bauern bedürften ſie, und müßten ſie auch auf eigene Koſten unterhalten. Ja, ſagten die Federfüchſe, dann habt ihr kein Recht auf den Zoll und kurz und gut, ich ſollte die Mauth aufheben.

War es denn beſſer, was der Herzog dem Hadmar v. Künring that? rief der Wildenſtein: Was konnte er ihm vorwerfen? Daß er die Krämer, die ihm mit ihren Ladungen vor den Augen vorüberſchifften, anhielt und zehntete? Hatte er nicht volles Recht dazu? War der Strom nicht ſein und die Anländе desgleichen?

O, es ist unerhört, wie er uns drückt, schrie Erpo, und nicht länger mehr zu dulden. Kommt nur herauf mit euern Schaaren, Herr von Frangepani! Ihr sollt die Gebirgswege frey finden, und unsre Burgen sollen euern Leuten geöffnet werden.

Ja, aber wie wäre denn das? fragte der Alte: Wo wollten sie hereinbrechen? Doch hier über die Leytha von der Neustadt her? —

Das möchte ich mir verbitten, fiel der von Solenau ein — hier über das platte Land nicht.

Ich kenne die Plane König Bela's nicht so genau, antwortete Frangepani, und weiß folglich nicht, wohin er den ersten Angriff richten wird, ob gegen Untersteyer oder Österreich. —

Untersteyer? Das käme mir ungelegen, rief Wildenstein: Dort sind meine besten Felder und Weingärten, dort sitzen wohlhabende Leute, die mir eigenhörig sind. — Nein, dort herein kann der Zug des Ungarischen Heeres nicht gehen —

Und warum denn nicht eben so gut als von der Leytha her? Liegt an meinem Solenau weniger als an euren Weinbergen? rief Erpo entrüstet. Nun kamen die Beyden in heftigen Streit, über wessen Besitzungen die Woge des Krieges sich wälzen sollte oder nicht. Frangepani

hörte ihnen spöttisch lächelnd eine Weile zu, dann suchte er sie zu verständigen, daß vor der Hand von keiner Richtung des Angriffsplanes die Rede seyn könne, daß man sich für jetzt nur treuer Freunde und Bundesgenossen versichern, und falls — was gar nicht zu vermuthen stünde, der Herzog in der Schlacht dennoch die Oberhand behalten sollte, sich einen ungefährdeten Rückzug freyhalten müsse. Das sahen endlich die erhitzten Streiter ein, aber ihre Absichten gingen weiter. Ihnen war es nicht wie dem König von Ungarn darum zu thun, das Gebieth des Herzogs zu verwüsten, bey welchem Plane doch immer sie oder ihre Freunde und Genossen mitleiden konnten. Erpo drang bestimmt darauf, daß man dahin streben sollte, sich im Schlachtgetümmel der Person des Herzogs zu bemächtigen, daß man ihn dann auf ein festes Schloß führen, und um seine Loslassung alle jene Bedingungen zu erhalten suchen müsse, die die aufgebrachten Ritter vorzuschreiben für gut finden würden, und die ihnen volle Freyheit gewähren sollten, im Lande zu schalten, wie es ihnen beliebte. Frangepani hörte mit wohlgefälligem Lächeln diese Entwürfe. Zwar däuchte es ihm, daß sie nicht so leicht auszuführen seyn würden, als die beyden in ih-

rer muthigen Weinlaune wähnten. Doch war er nicht abgeneigt, sie zu unterstützen, und dem Herzog alles Üble zuzufügen, das über ihn verhängt werden konnte. Da aber die ganze Sache noch so entfernt, und von der Art war, daß wahrscheinlich die Abrede, so wie die Möglichkeit der Ausführung von dem Augenblick und der Lage der Umstände bestimmt werden mußten, so wurden für jetzt diese Entwürfe bey Seite gesetzt, um sie an Ort und Stelle mit Kraft und List wieder vorzunehmen, und indessen jene Dinge besprochen, die auf die Vorbereitungen des Krieges Bezug hatten. Es wurde gefragt und bestimmt, auf wem von den Bekannten der beyden Ritter sowohl in Österreich als Steyermark mit Sicherheit für des Königs von Ungarn Plane zu zählen seyn würde? Wer etwa noch wankend und daher zu verleiten, zu gewinnen seyn möchte, und wie dieß bewerkstelligt werden könnte? Über dieser Unterredung war es so spät geworden, daß Frangepani den Vorsatz, heut noch auf Rauheneck zu reiten und dort zu übernachten, aufgeben mußte. Es war ihm nicht ganz lieb, denn in einem dunkeln Winkel seines Herzens regte sich doch bisweilen die Erinnerung an Jutta, aber er diente ja nicht der Liebe allein. Für

seine wichtigern Plane war heut viel gethan worden, und mehr noch entworfen. Ihm waren ein paar mächtige Landherren genannt worden, deren Burgen nahe an der ungarischen Grenze lagen, und welche, längst gegen den Herzog aus ähnlichen Ursachen, wie Frangepanis Tischgenossen, aufgebracht, bald für die allgemeine Sache des Adels zu gewinnen seyn würden. Einige nahm Erpo, einige Wildenstein zu bearbeiten auf sich. Bey Vielen war ohnedieß nichts erforderlich als Beyspiel und Vorangang, und so erhob sich endlich Frangepani lange nach Mitternacht von Erpo's reichbesetzter Tafel, sehr zufrieden mit dem, was er bewirkt hatte, und was noch zu hoffen stand, und verschob den Besuch bey dem präsumtiven Schwiegervater auf den nächsten Morgen.

Sobald Frangepani von einem unruhigen Schlummer, in welchem wilde Gestalten, blutige Bilder und gehässige Empfindungen die Geschichte des Tages in ihm fortsetzten, erwacht war, ließ er sich sogleich waffnen, sein Roß vorführen, beurlaubte sich beym Morgentrunk von seinen Freunden, und schärfte noch einmahl alle Maßregeln, über welche er gestern mit ihnen überein gekommen war, ihrem Gedächtnisse wohl

ein. Dann bestieg er sein Pferd, trabte über die Zugbrücke hinaus, welche die Burg mit dem Felsen des Mitterberges hinter ihr über eine schmale aber tiefe Kluft verband, und ritt den Weg zwischen Föhren und Tannen hinab bis ins Thal, das nun plötzlich im Schimmer der hellen Morgensonne wunderschön und glänzend vor ihm lag. Rechts über dem hellangestrahlten Föhrenwalde glänzten die blanken Zinnen, die festen Mauern und der dreyeckige Thurm von Rauheneck herab ins Thal. Unten strömte der Gießbach im Sonnenglanz, wie ein flimmerndes Silberband, durch grüne Wiesen; und vorn, außer der waldigten Schlucht, schweifte das Auge ungehindert über die weit verbreitete Ebene hin, die nur rechter Hand in weiter Ferne von den duftigen Höhen des Leythagebirges begrenzt wurde, während sich der Blick gerade aus und linker Hand in die unabsehbare Ferne verlor. Doch unterschied man wohl von dieser Höhe umbüschte Dörfer, einzelne Burgen, und vor allen die weitverbreiteten Auen und Teiche von Laxenburg, die damahls noch nicht der sommerliche Lustort der Fürsten von Österreich waren.

Frangepani sah das Alles, aber er sah es mit dem Blick des feindlichen Kriegers, der an der

Gegend nur ihre Tauglichkeit für die Aufstellung seiner Heerhaufen, und an Gebirg, Wald und Wasser nur die Puncte sieht, woran er seine Flanken lehnen, womit er seine feste Stellung decken, oder woher er dem Feinde Abbruch thun konnte. So hatte er mitten auf dem Berge eine Weile still gehalten, und sich das Alles reif überlegen wollen, bis ihm einfiel, daß sich von den Warten von Rauheneck aus, die Fläche, die Lage der Ortschaften, die Entfernungen, mit einem Worte alles, was er beabsichtigte, noch besser würde erkunden lassen, und so trat auf einmahl der Wunsch, mit Jutta's Vater zu sprechen, wieder heller vor seine Seele. Rascher trieb er sein Pferd den Rest des sanften Abhanges hinab, setzte über den Bach, trabte den gegenüberstehenden Berg hinan, wie die Nachweisungen seiner Freunde auf Rauhenstein ihm den Weg gezeichnet hatten, und stand bald vor dem breiten tiefen Graben, der das Schloß damahls umgab, und wo die natürliche Lage der Felsen und Klüfte geschickt zur Befestigung desselben benützt war. Ein Knecht auf der äußersten Warte gewahrte den Kommenden, sogleich wurde seine Ankunft im Innern der Burg gemeldet. Mehrere Knappen erschienen, dem fremden Ritter beym Abstei-

gen behülflich zu seyn, und die Pferde zu versorgen, während andre ihn die steile Treppe hinaufleiteten, ihn im Tafelsaale zu verziehen bathen, und Einer von ihnen sich beeilte, dem Burgherrn den Nahmen des fremden Gastes zu melden. Während jener Knabe ging, hatte Frangepani Zeit, sich in dem Gemache umzusehen, und aus der festen Bauart des Schlosses, aus der Menge der Bedienung, aus dem kostbaren Geräthe von Gold, Silber und edlen Steinen, welches hier den Credenztisch und die Wand hinter demselben bis fast an die hohe Decke des braun getäfelten Zimmers schmückte, sich einen angenehmen Begriff von der Wohlhabenheit, ja dem Reichthum dieses Hauses abzuziehen, mit dem er sich zu verbinden Willens war. Jutta, seine ausersehene Braut, war also nicht bloß von lieblicher Gestalt und sittsamer Geberde, sie war auch die einzige Tochter eines edlen und sehr reichen Hauses. Alle diese Bemerkungen, verbunden mit der Zufriedenheit, die ihm seine gestrigen Bestrebungen gegeben, stimmte den sonst ernsten Mann ziemlich heiter, und in der festen Überzeugung, auch hier bald an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen, ging er, so wie er Schritte vor der Thüre hörte, mit froher Zuversicht dem

Ritter entgegen, in welchem er seinen künftigen Schwiegervater zu sehen und zu ehren gesonnen war.

Die Thüre ging auf; von dem Edelknaben begleitet, der den Ritter zu melden gegangen war, trat ein ansehnlicher Greis ein, in einfacher aber anständiger Haustracht, der den bisher unbekannten Gast mit Achtung und freundlicher Höflichkeit begrüßte. Obwohl nun an der Art, wie der Ritter von Rauheneck den ihm völlig fremden Mann bewillkommte, wohl mit Grunde nichts auszusetzen war, so glaubte Frangepani doch zu fühlen, daß diese Begrüßung für den künftigen Sohn des Hauses etwas zu kühl und zu förmlich sey.

Ich habe doch die Ehre mit dem Ritter von Rauheneck zu sprechen? fragte er jetzt, nachdem die ersten begrüßenden Worte gesprochen waren.

Der bin ich, erwiederte der Greis: Man hat mir eure Ankunft gemeldet, — die ich, die Wahrheit zu gestehen, früher erwartet hatte. Doch nehmet Platz, Herr Ritter, und du, Leutold, besorge uns das Frühstück! Der Edelknabe verließ den Saal, die Herren setzten sich. — Es war etwas in des Rauheneckers Benehmen, das Frangepani wie Zwang oder Verlegenheit vorkam, es wollte sich

kein zusammenhängendes Gespräch gestalten, und als jetzt mehrere Knechte, alle in die Farben des Hauses gekleidet, mit schweren vergoldeten Pokalen, mit Schüsseln von getriebenem Silber, auf denen ein Wildbraten und warme Kuchen dampften, eintraten, Alles auf dem Tische ordneten, und den Herren zierliche Becher, von schön verschnittenem Krystall in Gold gefaßt, hinsetzten, da meinte Frangepani zu bemerken, als wäre der alte Ritter froh, daß die Sorge für die Bewirthung seines Gastes, und die Beschäftigung des Essens, ihn eines weitern Gespräches überhöbe. Schon ein Paar Mahl hatte er versucht, mit Feinheit dem eigentlichen Zwecke seines Besuches näher zu kommen, aber der alte Ritter war ihm eben so oft entweder zufällig, oder mit Vorsatz ausgewichen. Das befremdete den Gast immer mehr; der Alte war so wortarm, so trüb und düster, und der Gedanke: Wie, wenn seine Tochter krank oder gar gestorben wäre? stieg plötzlich in Frangepani's Seele auf. Sogleich überwand diese Vorstellung alle andern Bedenklichkeiten, und ohne weitere Einleitung fragte er den Greis, ob er und seine Angehörigen alle vollkommen wohl und gesund wären?

Der Ritter blickte seinen Gast etwas verwun-

dert an, und erwiederte nach einer kleinen Pause: Gottlob, Herr von Frangepani, wir sind alle wohl.

„Verzeiht, edler Herr, wenn ich euch sage, daß eine sichtbare Verstimmung, die ich an euch bemerke, mich sehr natürlich auf den Gedanken brachte, daß irgend eine wichtige Ursache —“

Ihr mögt wohl Recht haben. Aber es muß deßwegen nicht eben Krankheit oder Übelbefinden der Unsrigen seyn. Es gibt Umstände genug, die uns einen harten Zwang auferlegen, und eben so wenig in unserer Macht stehn, als unsere Gesundheit.

„Das ist wahr. Doch da ihr bereits vermuthen könnt, edler Herr, welche Absicht mich hierher führt, und daß ich mich deßhalb euerm Hause, und Allem, was dasselbe betrifft, nicht mehr für ganz fremd halte, erwiederte Frangepani verbindlich, so werdet ihr es, wie ich hoffe, nicht übel deuten, wenn ich mich geradezu nach der Quelle eures Mißmuthes erkundige.“

Der Rauhenecker erhob das gesenkte Haupt, und sah seinen Gast abermahls nicht ohne Befremdung an. Wahrlich, Herr von Frangepani, sagte er, auch ich hoffe, ihr werdet es nicht übel deuten, wenn ich euch sage, daß ich diese

Frage, ja wohl, die Wahrheit zu gestehn, selbst euren Besuch, nach so langer Zeit, nach so langem, unerklärlichen Stillschweigen, kaum mehr erwartet hatte.

Frangepani fühlte sich ein wenig betroffen durch diese nur zu wahre Bemerkung. Aber er faßte sich schnell. Ich gestehe, Herr von Rauheneck, ihr könntet wohl Ursache haben, also zu sprechen, und der Schein mag wider mich seyn; doch ist es nur Schein. Als ich euch vor freylich längerer Zeit durch den Herrn Abt von Heiligen-Kreuz fragen ließ, ob es euch wohl genehm seyn würde, wenn ich über kurz oder lang um die Hand eures Fräuleins Jutta anhalten würde —"

Da erkundigte ich mich überall, fiel der Alte ein, wo ich gerechte Auskunft zu finden hoffen konnte, als ein rechtlicher Mann und vorsichtiger Vater nach Herkommen, Sinnesart, und Umständen des hochangesehenen Freyersmannes.

„Und fandet, wie ich hoffe, das alles, wie ihr es erwarten konntet," unterbrach ihn Frangepani mit stolzem Selbstgefühl.

Gewiß, Herr Ritter, darum war auch meine Antwort darnach: Ich und meine Tochter fänden uns geehrt durch euern Antrag, wird euch der

Herr Prälat, mein geistlicher Nachbar, berichtet haben.

„Von euch, edler Herr! hat er mir gemeldet, daß ihr meinen Antrag so aufgenommen, wie ich es hoffte. Von Fräulein Jutta's Gesinnung machte seine Antwort keine bestimmte Erwähnung.“

Wäre auch nicht weiter nöthig gewesen, wenn alles so geblieben wäre, wie es damahls war; denn bey uns ist es der Regel nach nicht Sitte, daß die Töchter bey ihrer Verheirathung einen andern Willen als den ihres Vaters, oder überhaupt nur irgend einen Willen hätten. In dieser Voraussetzung ließ ich euch jene Antwort melden.

„Wenn dem also ist, so darf ich die freudige Hoffnung nähren —“

Ihr habt mich wohl nicht recht verstanden, Herr Ritter! Ich sagte: Wenn Alles so geblieben wäre, wie es war —

„Und was hat sich denn verändert?“ fragte Frangepani etwas gespannt.

Viel, sehr viel, fiel der Alte ein: Hört, Herr Ritter! Da es eure ehrliche Absicht war, meine Tochter zu eurem ehelichen Gespons zu erkiesen, so fühle ich mich verpflichtet, euch reinen Wein einzuschenken, so wie ich liebe, daß mir gethan wird.

„Ich erwarte eure Erklärung mit Ungeduld.“

Meine Tochter hat sich nicht immer in meinem Hause aufgehalten. Du lieber Gott! Wenn man keine Hausfrau mehr hat, alt und grämlich wird, ist es für einen Witwer eben so schwer, eine erwachsene Tochter bey sich zu haben, als es einem jungen Mädchen traurig und einsam auf der öden Waldburg des Vaters vorkommen muß. So willigte ich denn in das ehrenvolle Ersuchen unserer Frau Herzoginn ein, ihr das Mädchen, das sie liebgewonnen hatte, zu überlassen, und so trat Jutta vor einigen Jahren ihren Dienst als Hoffräulein an, und bedung sich bloß aus, alle Jahre ein Paar Mahl einige Wochen bey dem Vater zuzubringen.

„Das habe ich zum Theile in Wien schon vernommen, auch gehört, wie großer Gunst sich das Fräulein am Hofe bey dem seligen Herzog und seiner Gemahlinn zu erfreuen gehabt.“

Nun, wahr bleibt wahr! Mein Kind ist brav, und Niemand kann ihr mit Recht etwas vorwerfen. Niemand, Herr Ritter — als ihr Vater.

„Sollte das wirklich der Fall seyn? Solltet ihr unzufrieden mit Fräulein Jutta seyn?“

Der Alte schwieg eine Weile, und saß mit niederhängendem Haupt, wie in tiefen Gedan-

ken. Dann erhob er sich rasch, als hätte er seinen Entschluß gefaßt und begann: In Gottes Nahmen denn! Ihr müßt es doch früher oder später erfahren. Aber glaubt mir, es wird einem Vater nicht leicht, dem Fremden zu gestehen, was ihm an seinem einzigen Kinde leid thut. Der Alte schwieg abermahls; Frangepani, durch diesen Anfang höchst unangenehm berührt, sprach ebenfalls nicht, und seine Gedanken schweiften in wilden Vermuthungen hin und her.

Endlich unterbrach der Rauhenecker die Stille, und sagte: Ihr werdet gehört haben, daß es am Hofe unsers seligen Herzogs sehr glänzend herging. Er schien sich eben die Hofhaltung seines nahen Stamm-Verwandten, unsers erlauchten Kaisers Friedrich des Zweyten, bey dem er oft und viel lebte, zum Muster genommen zu haben, und sie im Kleinen nachahmen zu wollen. Wie dort — nach dem, was ich mir sagen lassen, so gab es auch in Wien in der Hofburg, und auf dem Kahlenberger-Schlosse, kurz, wo der Herzog Hof hielt, immer eine Menge Lautenspieler, Sanges-Meister, und wie alle die müssigen Gesellen heißen, um ihn, die in unsern Tagen von Land zu Land, von Burg zu Burg ziehn, um mit ihren Weisen und Künsten die Ohren der unbeschäftigten

Hofleute zu kitzeln, und sich hinwiederum von ihnen ansehnliche Spenden zu verdienen, und der Herzog fand großen Gefallen an ihnen.

„Aber, Herr von Rauheneck, fiel ihm Frangepani etwas ungeduldig in die Rede: Welchen Zusammenhang hat das Alles mit meinen Wünschen?“

Ach, lieber Herr! einen uns zu nahen. Habt ihr nie von dem Meister Heinrich von Offterdingen gehört?

„Ihr nennt da einen berühmten Nahmen.“

Ja, ja, berühmt mag er wohl seyn, wie es so ein Meister brodloser Künste seyn kann.

„Ein großes Gedicht, welches er verfaßt, soll eurem verstorbenen Herzoge zu Ehren gedichtet worden seyn, wie man erzählt. Aber was soll es mit diesem Meister Offterdingen?“

Ihr kennt ihn nicht persönlich?

„Nicht daß ich wüßte.“

Nun es ist ein hübscher, wohlgewachsener Mann, und er ist nicht unerfahren in ritterlicher Sitte. — Da hat denn seine Kunst, sein Ruhm, sein einschmeichelndes Wesen —

„Ha! ich errathe! unterbrach ihn Frangepani heftig: Eure Tochter und der Meister —“

Ihr habt es getroffen. Sie lernte ihn am

Hofe kennen. Nun, wie gesagt, er ist hübsch von Person, und an seiner Herkunft ist auch nichts auszusetzen. Indessen könnt ihr denken, daß ich eine so thörichte Liebe nie gut heissen konnte.

„Das erwartete ich von eurer Klugheit.“

Was soll einer Jungfrau aus edlem angesehenem Hause so eine fahrende Lebensweise? Was soll ihr eine Verbindung mit einem armen Schlucker, der nichts auf der Welt besitzt, als seine Cyther, und beständig die Füsse unter fremden Tischen haben muß! So einer gehört meiner Meinung nach gleich zu den Gauklern, Spruchsprechern, und andern Schalksnarren, und so könnt ihr denken, daß ich darein wetterte, als ich vor ein Paar Jahren hinter den saubern Liebeshandel kam.

„So lange ist es schon?“

Ja, wohl noch länger. Ich nahm die Dirne vor, sie mußte bekennen, und that es denn auch mit tausend Thränen.

„Und ihr machtet ihr die Unschicklichkeit einer solchen Verbindung einsehen?“

Das nicht. Was soll das lange Zureden? Das ist keines Kriegsmannes Sache. Ich machte es kurz, donnerte sie an, und drohte ihr mit meinem Fluche, bis sie gelobte, was ich verlang-

te, den Meister nie wieder zu sehn. Und ich muß ihr das Zeugniß geben, sie hat Wort gehalten.

„Nun so ist ja Alles abgethan, und ich sehe nicht“ —

Hört nur weiter! Der Offterdingen verschwand aus Wien, aus Österreich. Es hieß, er sey nach dem heiligen Land gewallfahrtet, andere wollten ihn bey den Schwert-Rittern in Litthauen gesehen haben.

„Er ist Ritter?“

Ja wohl, aber ein armer Wicht ohne Land und Leute. Es ging alles gut, das Mädel sah wohl etwas bleich und trübe aus, aber ich dachte, das wird sich schon geben, wenn einmahl der rechte Freyersmann erscheint, und da kam mir denn den vorigen Herbst euer Antrag, edler Herr, sehr willkommen.

„Das hoffte ich.“

Ich ritt sogleich nach Wien, wo die verwittwete Herzoginn sich eben damahls aufhielt, und meine Tochter mit ihr. Ich nahm das Mädchen vor, ich erklärte ihr, daß sie eure Braut und künftige Ehewirthinn wäre. Großer Gott! Was mußte ich da hören!

„Nun?“

Der Offterdingen war aus dem gelobten Lan-

de wiedergekehrt, gerade wie der Herzog sich wehrhaft machen ließ, er hatte sich verkleidet in den Tafelsaal geschlichen —

„Wie sieht er aus?“ Unterbrach Frangepani hastig den Alten, denn es wurde eine Vermuthung hell in ihm.

Er mag wohl nicht viel kleiner seyn, als ihr, aber schmächtiger. Er hat braunes Haar, dunkle Augen —

„Er ists! er ists! rief Frangepani: Es ist der Landstreicher, den ich in Vischamend getroffen, und den für seine Frechheit zu züchtigen, mich nur der Wahnsinn meines tollen Bruders abhielt.“

So kennt ihr ihn? Und er hätte es gewagt?

„Er benahm sich mit einem Stolze gegen mich, den kaum ein Fürst sich erlauben dürfte. Dann hörte ich ihn später auf seiner Laute klimpern und singen.“

Ja, das sieht ihm gleich, hochmüthig und eingebildet, wie alle diese Gaukler. Nun da hatte ihn denn die Tochter wieder gesehen.

„Da hat sie ihr gegebenes Wort eben nicht zum Besten gehalten:“ bemerkte Frangepani höhnisch.

Sie hat es gehalten, versetzte der Alte eif-

rig: Sie hat es gehalten, wie ich es von meinem Kinde nicht anders erwarten konnte. Aber sie hatte nicht schwören können, ihn auch nicht unversehens zu erblicken.

„Hm! wir verstehen!“

Nein! ihr versteht nicht, wenn ihr Unrecht von meinem Kinde denkt, erwiederte Rauheneck noch eifriger: Es war zufällig, und ihres Versprechens gedenk, mied sie seine Gegenwart.

Frangepani schwieg, aber ein ungläubiges Lächeln schwebte um seinen Mund.

Der Alte fuhr fort: Sie hatte ihn wohl gemieden, er hatte sie aber desto eifriger aufgesucht; er hatte sie zu sprechen gestrebt. Es kamen ihr die Reimen und Weisen zu Gesicht, in welchen er sie, bald wie eine heidnische Göttinn, bald wie eine Heilige erhob — kurz dem Mädel war der Kopf, den ich ihr so schön zurecht gesetzt hatte, völlig wieder verdreht. — Dazu gab es dienstfertige Freundinnen, die saubere Pottendorferinn.

„Auch ihr erwähnt dieser schönen Frau ungünstig?“

Ja, schön ist sie wohl; das ist aber auch ihr ganzes Verdienst, denn sonst taugt sie gar nichts. Sie ist ihrem braven Mann untreu, und

macht ihm mit ihrer Buhlschaft das Leben zur Hölle, und weil sie nun selbst schlecht ist, sucht sie auch andere zu verführen.

„Sie machte die Vermittlerinn? — “

Freylich wohl! Sie ist ja eine Griechinn, und die sind alle voller Ränke und Falschheiten, und viel zu fein für uns ehrliche Deutsche. Sie wußte dem Mädel so viel vorzuschwatzen, sie ließ sie so viel von des Herzogs Gunst für den Offterdingen hoffen, daß es, ich versichere euch, meiner ganzen Standhaftigkeit und meiner väterlichen Gewalt über die widerspenstige Dirne bedurfte, um sie nach tausend Gegenvorstellungen, Winkelzügen, Thränen und Jammer, endlich zur Einsicht zu bringen, daß sie nun und nimmer dem Cytherschläger angehören könne, und daß sie euch zur Braut bestimmt sey.

„Das klingt nicht eben sehr schmeichelhaft,“ versetzte Frangepani gereizt.

Je nu! Wahr bleibt Wahr! Sie gab aber endlich nach, sie gelobte mir von Neuem den Spielmann nie wieder zu sehn, und alles hätte sich gefügt, und alles wäre ins Geleise gekommen, wenn ihr gekommen wäret, und das Eisen geschmiedet hättet, so lange es warm war —

„Das heißt, wenn ich die von euren Dro-

hungen eingeschüchterte Braut, die eines Andern, eines Unwürdigen Bild im blutenden Herzen trug, mit eurer Hülfe zum Altar geschleppt hätte? Verzeiht! Dazu ist ein Frangepani zu stolz."

Aber verzeiht auch ihr mir! erwiederte der Rauhenecker unmuthig: Das habt ihr nicht gewußt, das konnte euch kein Mensch sagen, und das konnte also nicht die Ursache eures Ausbleibens seyn.

„Es war es nicht, erwiederte Frangepani mit Trotz — denn zu einer Ausflucht werde ich mich nicht herablassen. Die Verwirrungen in Ungarn, die drohende Gefahr eines Einfalls von Seite der Mongolen — das waren die wichtigen Ursachen, die mich abhielten, an Liebe und Brautfahrt zu denken, und gegen welche meine Wünsche in keinen Kampf treten konnten. Doch jetzt bin ich hier, und gesonnen, dieß Geschäft und noch mehr Anderes mit euch abzuthun."

Ja, Herr Ritter! erwiederte der Alte mit einem Seufzer: Wenn nur noch Alles so stünde, wie im vorigen Herbst —

„Und was steht denn anders?"

Der Herzog selbst, unser allergnädigster Herr, nahm sich seitdem dieser Angelegenheit und des

Lautenschlägers eifrig und öffentlich an. Er überhäufte ihn mit Ehren und Auszeichnungen, und übertrug ihm bald darauf ein ansehnliches Lehengut hier an der Grenze. Da war er nun ein gemachter Mann!

„Weiter! Weiter!“ rief Frangepani, in welchem Zorn und Ungeduld immer höher aufwallten.

Und als ich von dem allen keine Kunde nahm — denn was geht es mich an, an welchen von seinen Hofschranzen oder Gauklern der Herr seine Güter verschleudern will? — da ließ er mir eine Weile darauf durch eine eigne Bothschaft sagen: Ich würde ihn sehr verbinden, wenn ich meine Tochter dem Sanges-Meister zur Frau geben wollte.

„Tod und Teufel! Und ihr?“

Ich habe dem Herzog in aller Unterthänigkeit zurück vermelden lassen, sein Wunsch würde mir in jedem andern Falle Befehl seyn, nur bey der Verheirathung meiner Tochter wäre mein Willen nicht mehr frey, indem ich bereits mein Wort verpflichtet, und Jutta's Hand euch zugesagt habe. Hierauf wurde der Herr ganz wüthend, und erklärte: Er werde es nimmer zugeben, daß ich meine Tochter, eine der reichsten Erbinnen des Landes, an einen Ausländer verheirathe.

„O ich verstehe! Ich verstehe! rief Frange-

pani auf's äußerste entrüstet: Der Streich gilt mir. Es ist der alte Haß, die alte Rache! Aber sie soll ihm vergolten werden, sie soll ihn treffen! — Was seyd ihr gesonnen zu thun? unterbrach er sich selbst.

Was ich thun möchte, weiß ich wohl, erwiederte der Greis: Mein Haus und Vaterrecht behaupten —

„Das er so schmählich gekränkt hat. Recht, Herr von Rauheneck! Behauptet es! Gebt mir eurer Tochter Hand, ich brenne vor Ungeduld, einen so wackern Mann Schwiegervater zu nennen.“

Der Alte sah den Ritter zweifelnd und verwundert an, dann sagte er: Euer Eifer muß mich freuen, obgleich ich ihn kaum erwartete. Ich wünschte freylich euch meine Tochter vermählen, und mein Wort lösen zu können. Aber ich fürchte, ich werde müssen, was ich nicht will.

„Nicht doch! rief Frangepani: Eure Burg ist fest. Eure Mannen sind zahlreich —“

Wie meint ihr? rief der Greis bestürzt: Offene Widersetzlichkeit gegen meinen Lehnsherrn? Erklärte Fehde? —

Ich sage nicht, daß ihr ihm förmlich absagen und gegen ihn zu Felde ziehen sollt. Das möchte mißlich seyn, wenigstens bis ihr euch mehre-

rer gleichgesinnter Freunde versichert hättet, denn der Herzog hat jetzt noch große Macht im Lande. Aber laßt euch in eure heiligsten Rechte nicht von ihm eingreifen! Was bleibt denn noch unversehrt und ungekränkt, wenn es der Wille des Vaters über seine Kinder nicht ist?“

Ihr habt wohl Recht, Ritter! Es ist unerhört.

„Unerhört und grausam, himmelschreyend, behaupte ich: Was soll aus den ersten Häusern des Landes werden, wenn es dem Vater nicht mehr zusteht, sich einen ebenbürtigen edlen Schwiegersohn zu wählen? Wenn die Erbtöchter dazu verwendet werden sollen, des Herzogs Günstlinge zu belohnen? Stellt euch einmahl das unwürdige Loos eurer Tochter an der Seite des Spielmannes recht lebhaft vor, wie sie mit ihm Burg zu Burg zieht“ —

Ach! das ist nicht so! rief der Alte schmerzlich: Und das ist's eben, was mich so tief beugt. Meiner Jutta Sinn ist verblendet. Sie wird sich an des Offterdingen Seite gar nicht unglücklich fühlen, sie wünscht nichts anders. Und, Herr Ritter! der Besitzer von Emerberg, der Schwiegersohn des Rauheneckers, kann auch für immer und ewig seine Cyther an den Nagel hängen, und lustig und vollauf auf seinen Burgen leben.

„Und euer gerechter Zorn? Und eure Vaterrechte? Und euer gegebenes Ritterwort?“

O laßt mich, laßt mich! rief der Greis: Ich weiß das Alles. Ich fühle tief, wie gekränkt ich bin. Aber was kann ich thun?

„Behaupten, was Euer ist—dem Herzoge die Tochter für seinen Liebling weigern.“

Und das Schicksal der Künringe erwarten? Ach ihr kennt den Herzog nicht. So prächtig und großmüthig er gegen die seyn kann, die seinen Willen erfüllen, so schrecklich ist es, seinen Zorn auf sich zu laden. Und ich bin alt, und mein Arm kann Schwert und Speer nicht mehr so führen, wie vor dreyßig Jahren.

„Dafür habt ihr einen Schwiegersohn gewonnen, der eure Rechte und euer Leid zu dem seinigen macht. Ihr habt Nachbarn und Freunde, welche, gleichmäßig in ihren Freyheiten gekränkt wie ihr, zu euch halten, und gemeinsame Sache mit euch machen werden, und endlich habt ihr ja den mächtigsten Rückenhalt an dem Ungarischen Heere, das nächstens, entweder in Österreich oder in die Steyermark einfallen, und diese Gegenden besetzen wird.“

Was sagt ihr? rief der Rauhenecker erstaunt: Ein Ungarisches Heer?

Frangepani ſetzte dem Ritter nun weitläufig auseinander, was er geſtern mit deſſen beyden Nachbarn beſprochen und abgeſchloſſen. — Wohl ſträubte ſich das Pflichtgefühl, die alte Treue gegen den Lehensherrn, der rechtliche Sinn des Ritters gegen dieſe Entwürfe. Aber Frangepani wußte ſo geſchickt ſeine Kränkung als Vater, und Haupt ſeines Hauſes zu benützen, ſein verpfändetes Ehrenwort ſo eifrig geltend zu machen, ihm das, was ihm ſchon widerfahren, und was ihm noch drohte, in ſo grellem Lichte anſehn zu machen, daß er endlich den Greis dahin brachte, wohin er wollte, nähmlich ſich an die Sache der rebelliſchen Landherrn anzuſchließen, auch ſeine Burg, wenn es Noth thäte, den Feinden zu öffnen, und die ganze Verabredung vor der Hand noch als ein heiliges Geheimniß zu bewahren. Zuletzt ließ er ſich von dem Ritter noch die Burg, ihre Vertheidigungs-Mittel, ihre Lage, die Stärke ihrer Beſatzung u. ſ. w. zeigen, und der gewandte Blick, mit dem er alles auffaßte, die zweckmäßigen Verbeſſerungen und Anſtalten, die er vorſchlug, die Kriegserfahrung, die er entwickelte, als er, mit dem Alten auf der Zinne des Thurms ſtehend, das Land weit umher mit dem Blicke eines Feldhauptmannes

überschaute, und alle Vortheile, alle Gefahren, die ein heranziehendes Heer hier finden könnte, klug berechnete, da hob sich immer mehr des Alten gedrückter Geist, sein Muth kehrte mit der Hoffnung auf einen günstigen Ausgang zurück, er gewann eine sehr hohe Meinung von seinem Schwiegersohne, und meinte, daß er, von diesem unterstützt, in der kommenden Lage der Dinge, und bey den Bedrängnissen, die dem Herzog von allen Seiten drohten, schon sein Haupt etwas ungestrafter würde erheben dürfen.

Wir haben Herrn Ulrich und seine schöne Frau an dem verhängnißvollen Abend, nach dem Turnier verlassen, ihn mit einer bedeutenden Verwundung, sie in den süßen und bittern Schmerzen einer entstehenden Leidenschaft. Mit einem Herzen voll Beschämung und Sorge für den Gemahl, und von stürmischen neuen Gefühlen zerrissen, kehrte sie an der Seite der Frau von Künring in die Stadt zurück, zitterte, den Gemahl, der sich mit Recht beleidigt fühlen konnte, vor Augen zu treten, war doch auch ernstlich um ihn besorgt — denn es war ihr nicht entgangen, daß er bedeutend litt; und dennoch drängte sich zwischen

alle diese Vorstellungen das blendende Bild des Herzogs vor, und machte sie auf Augenblicke wie durch eine Art von Bezauberung alles Übrige vergessen. So kam sie in die Stadt, und fand— denn der Leser wird sich erinnern, daß ihre Rückkehr sich sehr verspätet hatte — ihren Mann bereits unter den Händen seiner Leute, und des Haus-Arztes, eines alten biedern Geistlichen, der sehr bedenkliche Mienen machte, und die Quetschung, die Herr Ulrich erhalten, für gefährlich erklärte. Wirklich hatte sich auch, noch während des Verbandes, ein tiefer betäubender Schlummer auf den Kranken gelegt, aus dem er selten und nur auf Augenblicke erwachte, und obwohl dieser Zustand ihn zu Melisendens Beruhigung, sowohl seinen körperlichen Leiden, als jedem Rückblick auf die nächste Vergangenheit zu entnehmen schien, so war es doch gerade diese Betäubung, die den Arzt schreckte, und ihm die lebhaftesten Besorgnisse einflößte. Zwey Tage hatte der Zustand des Kranken so fortgewährt. Melisende war wirklich bekümmert und betrübt um ihren Gemahl; denn noch behauptete die auf die reinste Achtung gegründete Neigung, die sie für ihn gefühlt, ihre Herrschaft in ihrem Herzen, und die rührenden Beweise seiner innigen

Zärtlichkeit, die er ihr mitten unter heftigen Schmerzen, ja selbst im halb unbewußten Zustande gab, und die sie überzeugen mußten, wie unumschränkt sie, nach allem was vorgegangen, in diesem Herzen herrschte, verbanden sich mit jener Besorgniß, und halfen ihr in den ersten Tagen allzugefährliche Erinnerungen verscheuchen. Aber am dritten Tage erschien vor dem Hause des Herrn von Künring ein Edelknabe, in die Farben des Herzogs gekleidet, und ihm folgte auf einem schöngeschirrten Pferde des herzoglichen Marstalls ein bejahrter ansehnlicher Mann in schwarzer Kleidung. Das war der italienische Arzt und berühmte Meister Trivulzio, den des Herzogs Vater am Hofe Kaiser Friedrich's kennen gelernt, und unter glänzenden Bedingungen vermocht hatte, mit ihm nach Wien zu ziehen. Seit dem Turniere war der Herzog auf dem Kahlenberger-Schlosse bey seiner Mutter Theodora gewesen, um ihr von allen den Feyerlichkeiten Bericht abzustatten, und das trübe Leben der Matrone mit dem Sonnenglanze des Ruhmes und der Freude ihres Sohnes zu erhellen. So war er erst den gestrigen Abend wieder nach Wien zurück gekommen, und hier erfuhr er, durch das Gerücht, daß Ritter Ulrich gefährlich an jener Wunde, die

er im Turniere erhalten, darnieder liege. Da schlug ihn sein Gewissen, er war sich bewußt, daß jener Hieb nicht ganz ritterlich, nicht nach den Turniergesetzen geführt gewesen war, und sogleich beschloß er, was er vermochte, aufzubiethen, um wieder gut zu machen, was er verschuldet. Gleich am nächsten Morgen wurde Meister Trivulzio in des Herzogs Schlafgemach beschieden, wo ihm dieser auftrug, den verwundeten Ritter auf der Stelle zu besuchen, alle seine Kunst zu dessen Wiederherstellung aufzubiethen, und sich eben so dafür zu bemühen, als wenn Er, der Herzog selbst, es wäre.

Mit dieser Sendung kamen nun der Edelknabe und der Meister in Künrings Haus, und wurden von diesem mit aller Auszeichnung aufgenommen. Nicht ohne Bewegung erblickte Melisende den Mann, den der Herzog selbst gesendet, der vielleicht eine Bothschaft von ihm an sie hatte. Er hatte keine; denn in jenen Augenblicken, wo ein besseres Gefühl den Herzog getrieben hatte, sich des verwundeten Feindes anzunehmen, war wirklich Melisende, und was er früher von ihr gedacht, wegen ihr gefühlt, aus seinem Gedächtnisse entschwunden. Trivulzio handelte bloß als Arzt sein Amt, er untersuchte den Kranken, der

wenig von dem wußte, was mit ihm vorging, erklärte den Fall allerdings für bedenklich, äußerte aber, daß des Ritters kräftige Jugend, und die gute Pflege, die er genoß, Grund zur besten Hoffnung gäben, und daß er ihn mit Gottes Hülfe herzustellen hoffte.

Eine Centnerlast fiel durch diese Erklärung des fremden Arztes von Melisendens Herzen; denn die Gefahr des Gemahls und die Nähe seines Todes hatten das Bewußtseyn ihrer Schuld gegen ihn ungemein vergrößert, und es kam ihr vor, wie sie wieder zu hoffen begann, als hätte sich ihr Unrecht gegen ihn gemindert. Bald schlugen auch die zweckmäßigen Vorschriften des Italieners segensreich an. Des Kranken Bewußtseyn kehrte öfter und dauernder zurück, und nach Verlauf von einigen Tagen glaubte der Meister für sein Leben gut sagen zu können, nur würde, erklärte er Melisenden und ihren Freunden, die Heilung langsam vor sich gehen, und wohl noch manche Woche verstreichen, ehe Herr Ulrich ganz hergestellt seyn werde.

Melisende und die Künringischen waren hocherfreut über diesen Ausspruch, so fern er auch das letzte Ziel ihrer Hoffnung hinaus steckte, und auch der Ritter unterwarf sich geduldig der nicht

schmerzlosen langwierigen Behandlung. Melisendens sorgfältige Pflege, die Freundschaft seines Heinrichs und seiner Frau, die Besuche manches andern treuen Gefährten, erheiterten sein beschränktes und wohl noch trübes Daseyn. Die nächste Vergangenheit war ihm wie in Dämmerung gehüllt, und er vermochte sich noch nicht deutlich alles dessen zu erinnern, was vor oder beym Turniere geschehen war; darum lebte auch kein Groll weder gegen Melisenden, noch gegen Friedrich in seiner Brust, vielmehr nahm er sehr dankbar seines Fürsten gütige Sorge für ihn an, und so vergingen ein Paar Wochen trübe, leidensvoll, aber friedlich.

Allmählig aber änderten sich die Verhältnisse. So wie Ulrichs Leben außer Gefahr war, traten die mächtigen Gefühle, welche Melisendens Erscheinung und noch mehr ihr Benehmen in dem Herzog aufgeregt hatten, wieder in ihr voriges Recht, und mit ihnen entwickelte und stärkte sich je mehr und mehr der Wunsch, jene so schnell abgebrochene Bekanntschaft wieder anzuknüpfen, und sich der schönen, geistvollen Frau wie immer möglich zu nähern. Seines Arztes nothwendige Besuche bey ihrem Manne bothen die erwünschteste Gelegenheit, und auf des Italieners Schlau-

heit, wie auf seine Bereitwilligkeit, für guten Gewinn alles zu unternehmen, konnte er aus frühern Erfahrungen zählen. Sein Plan war daher bald entworfen. An Widerstand und Schwierigkeit von Melisendens Seite glaubte er nicht, und dieß Bewußtseyn hob ihn zugleich über manche Bedenklichkeit hinaus, welche sein besseres Gefühl ihm einwarf. Die Angelegenheiten Jutta's und des Meisters Heinrich bothen den löblichsten und natürlichsten Vorwand. Trivulzio wurde unterrichtet, es wurde ihm seine Rolle gegeben, in die er geschickt einging, und so wie die ersten sorgenvollen Tage bey dem Verwundeten vorüber waren, wußte er bey der nächsten Gelegenheit, wo er der zärtlichen Pflegerinn über die Art, die Verbandstücke zuzurichten, oder irgend ein Heilmittel zu bereiten, Unterricht geben mußte, sein Gewerbe schnell, schlau und wirksam zu bestellen.

Dieser Unterredung folgten bald mehrere. Friedrichs verführerisches Bild stieg mit erneuerter Lebhaftigkeit vor Melisendens Geiste auf. Sie konnte nicht mehr zweifeln, daß er ihre Empfindungen theile, und ein schrecklicher Kampf zwischen Neigung und Pflicht begann in ihrem Innern. Bald waren die Spuren desselben auch an

ihrem Äußern erkennbar, und in eben dem Maße, wie Ulrich sich zu erhohlen, die Blüthe seiner Gestalt, das Feuer seines Auges wiederzukehren begann, wurde Melisende mit jedem Tage bleicher, ihr Auge düsterer, eine unheimliche Unstätigkeit trieb sie im Hause umher, und machte sie zuletzt, selbst bey der bisher so treu besorgten Pflege des Kranken, zerstreut und unzuverlässig. Bald fiel dieß veränderte Benehmen allen im Hause auf, und Ulrich, dessen Geist sich allmählig aus den Schlingen der Krankheit zu erheben anfing, blickte mit zärtlicher Besorgniß auf sie, bath sie, sich zu schonen, und suchte sie zu erheitern, bis nach und nach seine Erinnerungen deutlich erwachten, der Tag des Turniers sammt allen seinen Vorgängen, vom ersten Überhören seiner Anrede vor der Tafel, bis zu jenem Kampfe, an dessen Folgen er noch litt, hell vor seine Seele trat. Nun kehrte seine Eifersucht wieder, sein Blick schärfte sich, Melisenden zu beobachten; er glaubte ihren inneren Kampf zu erkennen, es schmerzte ihn unendlich; aber unbekannt mit allen Tiefen ihrer Seele, achtete er sie darum höher, und glaubte ihr ein willkommenes Mittel der Heilung, der Zerstreuung anzubiethen, wenn er beschloß, sobald es seine Ge-

ſundheit nur halbweg erlaubte, nach Pottendorf zurück zu kehren.

Aber indeß Ulrich mit zarter Schonung für die Ruhe und Zurechtführung ſeines verirrten Weibes bemüht war, hatte dieſe einen Schritt um den andern auf dem Wege ihres ſtrafbaren Beginnens gemacht. Das ferne Erblicken der holden Geſtalt, wenn Meliſende, vom Doctor über die Stunde belehrt, wo der Herzog vorbey ritt, ſich am Fenſter einfand, genügte weder des Herzogs ungeduldigen Wünſchen, noch Meliſendens Sehnſucht. Man mußte ſich ungeſtört ſehen und ſprechen. Dieſes Verlangen wurde in beyden endlich zur unwiderſtehlichen Forderung. Sie waren überzeugt, daß die Befriedigung derſelben zu ihrem Glücke unumgänglich nothwendig ſey. In Meliſenden kämpfte noch ein Reſt von Pflichtgefühl und Liebe für Ulrich; aber der Herzog war gewohnt, ſeinen Willen unbedingt erfüllt zu wiſſen. Er ließ in ſie dringen, er ließ ihr vorſtellen, wie viel er durch ihre Strenge leide, er mußte ſie ſprechen, wenn auch nicht um ſeinet-, doch um Jutta's und Offterdingens Willen. Er befahl endlich — und war er nicht ihr Fürſt, der Lehensherr ihres Gemahls? Mit der Entſchuldigung der Unmöglichkeit, die ſchon man-

chen Kampf dieser Art geendet, ward auch hier jeder fernere Widerstand aufgegeben, und eine Anstrengung nicht länger fortgesetzt, welche ihr, wie sie glaubte, ohnehin keinen Sieg verschafft hätte. Trivulzios spitzfindige Überredungskünste ließen es ihr nicht an Gründen fehlen, ihren gewagten Schritt zu entschuldigen, und so willigte sie in eine geheime Zusammenkunft mit dem Manne, der bereits ihr Herz unumschränkt beherrschte. Friedrich empfing sie an dem Orte, den Trivulzio schlau ausgemittelt hatte, und wo sie beyde vor jeder Entdeckung sicher waren, mit allen Zeichen unverhehlter Leidenschaft, und diese erste Zusammenkunft diente nur dazu, die Flammen verbothener Liebe in Beyden lebhafter anzufachen und Melisenden noch tiefer zu verstricken.

Die Liebenden sahen sich nun öfter. Friedrich, dessen Geist ungeduldig jede Art von Zwang oder Widerstand ertrug, und der in Melisenden eine gleichgestimmte Seele erkannt zu haben glaubte, ergoß in ihre vertraute Brust manche seiner Klagen. Er war unzufrieden, gequält, verkannt, bedroht. Seine Vasallen versagten ihm den schuldigen Gehorsam; seine Nachbarn, die Könige von Böhmen und Ungarn, lauerten nur auf die

Gelegenheit, ihm Schaden zuzufügen; mit dem Kaiser lebte er in Spannung, denn dieser forderte die Ausbezahlung von Margarethens Mitgift, und Friedrich weigerte sich, sie zu geben, da Margarethe nicht allein das Glück an ihres Gemahls Seite nicht gefunden hatte, das ihre Verwandten für sie gehofft, sondern der Kaiser seinen Sohn sogar jetzt der Römischen Königswürde entsetzt, und ihn mit Frau und Kindern auf eines seiner Italienischen Schlösser hatte gefangen setzen lassen. Bey diesen Umständen dünkte es ihrem Bruder billig, die Mitgift zurückzubehalten. Der Kaiser, erzürnt, hatte ihn ein Paar Mahl vor sich fordern lassen, und Friedrich sich seiner Vorrechte bewußt, die ihm erlaubten, sogar die Lehen in seinem eigenen Lande zu empfangen, und nur wenn es ihm selbst gefiel, vor dem Kaiser zu erscheinen, hatte sich geweigert, sich dem eben so mächtigen als schlauen Gegner zu nahen. Zu allen diesen Sorgen und Verdrießlichkeiten, die ihn als Fürsten quälten, kam noch sein häusliches Mißgeschick. Er war mit keiner seiner drey Gemahlinnen glücklich gewesen. Die erste, die er wahrhaft geliebt, hatte ihm der Tod wenig Wochen nach der Trauung entrissen, die zweyte und dritte verstanden ihn nicht, gefielen

ihm nicht, und überdieß hatte keine ihm Kinder gebracht, deren er, der Letzte seines Stammes, so sehr bedurfte. So war er von Außen bedrängt, in seinem Hause mißvergnügt, und dazu bestimmt, wie es schien, nie und nirgend Freude oder Frieden zu finden.

Melisende hörte diese Klagen mit lebhafter Theilnahme, sie ging in seine Gefühle ein, sie suchte ihn zu beruhigen, zu erheitern, und es gelang ihr wenigstens das Letzte, so lange er mit ihr war. Dieß stolze Bewußtseyn kettete sie noch mehr an den heißgeliebten Mann. Sie allein war es, die dieß große, meist verkannte Herz verstand; sie theilte seine Ansichten, zu denen nur Wenige sich zu erheben vermochten; an ihrer Brust fand sein gequälter Geist die Ruhe, welche sonst kein Ort, keine Seele ihm gab, und wie hätte man nur von ihr fordern können, daß sie um enger Pflichtbegriffe willen dieß Glück und dieß Beglücken eines so edlen Wesens hätte aufgeben sollen? Ihre ehemahlige Liebe zu Ulrich, dessen Vorzüge sie sonst mit Stolz anerkannt hatte, verschwand in Dunkel vor ihrem Blicke; sie sah nichts, sie kannte nichts als den Halbgott, wie sie Friedrich nannte, und mit Selbstberuhigung zählte sie sich aus der Geschichte ihres

Landes und aus der Fabel die Beyspiele einer Ariadne, Phädra, Sappho, Dido her, welche alle einer unüberwindlichen Empfindung gefolgt waren, und eben dadurch unsterbliche Nahmen erworben hatten.

Bald gesellten sich zu diesen Gefühlen und Vorstellungen noch andere von minder dichterischer, aber darum nicht minder wirksamer Art. Friedrichs unzufriedene Ehe, sein heftiger Wunsch nach Erben seines Nahmens und seiner Krone, die Leichtigkeit, mit der er schon ein Ehebündniß getrennt, regten stolze Hoffnungen in ihr auf. War sie nicht aus demselben Hause, aus dem seine Mutter und jene zweyte Gemahlinn stammten? Konnte seine Ehe mit Agnes gelöset werden, so konnte es auch die ihrige mit Pottendorf; denn was sollte diesen ferner an sie binden, nachdem ihre Liebe zu ihm gestorben war? Ja, er selbst mußte diese Trennung wünschen, die ein quälendes Verhältniß endigte, aus welchem ihm kein Glück mehr erblühte. So war es nicht unmöglich, die Herzogs-Krone in Melisendens Locken zu flechten. Eine Krone! Und Friedrichs Liebe! Dieß Ziel schwebte ihr im Sonnenschimmer der Hoffnung, der Liebe, des Ehrgeitzes vor, und machte sie blind für jede andere Rücksicht.

So ging das strafbare Verhältniß eine Weile fort, und Ulrich sah mit tiefem Schmerz, wie seine Gemahlinn jeden Tag zerstreuter, seltsamer, unfreundlicher gegen ihn und alle im Hause wurde. Er deutete diese Erscheinung nach dem Begriffe, den sich seine reinere Seele von dem Kampfe im Inneren ihres Herzens machte, und er war nun entschlossen, alle Bedenklichkeiten, welche Trivulzio gegen seine Abreise erhob, nicht ferner zu achten, mit seiner Frau schonend, aber offen zu sprechen, und nach Pottendorf aufzubrechen, als ein Zufall ihn tiefer in den wahren Stand der Dinge blicken ließ.

Eines Morgens, während Frau von Pottendorf, wie gewöhnlich, nach dem was sie zu Hause vorgab, in der Kirche, eigentlich aber dort war, wo sie nicht seyn sollte, meldete man Frau Elisabeth ein Hoffräulein der verwitweten Frau Herzoginn, das mit Frau von Pottendorf zu sprechen verlangt habe, und, da sie nicht zu Hause sey, auch sobald nicht wiederkehren würde, zur Frau von Künring geführt zu werden wünsche. Frau Elisabeth eilte ihr sogleich entgegen, und erwartete Niemand anders als Jutta von Rauheneck zu sehen. Da trat ein höchst jugendliches zartes Mädchen in den Saal, dessen feine

Bildung durch eine merkliche Bläſſe, und einen ſchwermüthigen Ausdruck der großen braunen Augen anziehender wurde. Es war Bertha von Haslau. Sie entſchuldigte ihren völlig fremden Beſuch mit dem Befehle ihrer Herrinn, der Herzoginn Theodora, welche erſt vor Kurzem in ihrer Einſamkeit von dem bedenklichen Zufalle des Ritters von Pottendorf unterrichtet worden ſey; und da ſie um ſeiner Gemahlinn, und auch um ſeinetwillen lebhaften Antheil an ſeinem Wohle nähme, ſo habe ſie ihr, da ein Geſchäft ſie ohnedieß nach Wien geführt, aufgetragen, ſich ſelbſt nach des Ritters Befinden zu erkundigen, und der Herzoginn verläßliche Nachricht zu bringen.

Frau von Künring freute ſich des Antheils, den die Herzoginn an dem Manne nahm, dem ſie ſich ſo hoch verpflichtet fühlte, den ſie im nähern Umgange noch höher achten gelernt hatte, und gab Bertha vorläufig eine ziemlich genaue Erzählung von dem ganzen Hergang der Sache. Sie war unerſchöpflich im Lobe Ulrichs, mit welcher frommen Ergebung er ſeine Gefahr, mit welcher Standhaftigkeit ſeine Schmerzen ertragen, und wie er es ſtets geweſen, der ſeinen Umgebungen Muth eingeſprochen, ſie zu tröſten, zu erheitern gewußt habe. Bertha's Auge, ihre

Seele hing an den Lippen der Erzählerinn, sie ließ sich Alles bis aufs Kleinste beschreiben, sie fragte nach Allem, und Frau Elisabeth antwortete gern. Aber wie sie am Schlusse ihres Berichtes Bertha aufforderte, sich selbst von der Besserung des Ritters zu überzeugen, der bereits im Stande sey, Besuch, auch von Frauen anzunehmen, und ihr in sein Gemach zu folgen, da erschrack diese sichtlich, eine dunkle Purpurgluth ergoß sich über ihr sonst bleiches Gesicht. Nein, nein! rief sie hastig: Ich kann nicht zu ihm hineingehn! — Es würde ihn stören, es möchte ihm unlieb seyn, setzte sie hinzu.

Durchaus nicht, liebes Fräulein, versetzte Elisabeth: Er sieht gern Leute, es zerstreut und erheitert ihn, da er noch nicht ausgehn, keine Bewegung, keine Beschäftigung vertragen kann. Und ich weiß, es freut ihn ungemein, daß die Durchlauchtigste Frau selbst —

In dem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und Frau von Pottendorf trat ein. Die Gluth, welche auf ihren Wangen lag, aus ihren Augen schimmerte, ihre ganze Haltung, zeigte von einer lebhaften Gemüthsbewegung, und ein saures Verziehen ihrer Lippen gab deutlich kund, daß es ihr nicht angenehm war, Jemand im

Eintritts-Saale zu finden, und ihre innere Bewegung bemerkt zu sehn.

Der Frau von Künring entging dieß nicht ganz, sie sah Melisenden scharf an, und sagte nur: Ihr habt euch über den Gang aus der Kirche sehr erhitzt.

Melisende warf die Lippe auf, ohne zu antworten.

Hier ist Fräulein Bertha, fuhr die Künringerinn fort, welche von der Frau Herzoginn geschickt ist, sich nach dem Befinden euers Eheherrn —

Von Agnes von Meran? fiel Melisende geringschätzig ein.

Nicht von der regierenden Frau Herzoginn, erwiederte Bertha mit Bedeutung — denn Melisenden Ton hatte sie verletzt — sondern von der Frau Herzoginn Theodora, meiner gnädigsten Gebietherinn.

Ah so! erwiederte Frau von Pottendorf: Er ist schon wieder besser, er ist ganz wohl, kann man sagen. Nur muß er sich noch ruhig halten, setzte sie schnell hinzu: Es war überhaupt nicht so bedeutend —

Nicht so bedeutend? fiel Frau von Künring

ein: Verzeiht, es waren ja mehrere Tage, wo ihr und wir alle für sein Leben besorgt waren.

Ich hörte von einer schweren Betäubung, von großer Gefahr, unterbrach Bertha mit theilnehmendem Tone.

Das war nur, weil er gleich Anfangs in ungeschickte Hände kam, rief Melisende, unwillig gemacht durch den Widerspruch.

Verzeiht, Frau von Pottendorf, fiel Frau Elisabeth eifrig ein: Pater Luitfried ist in seinem Fache —

Mein Gott! unterbrach sie Melisende noch ungeduldiger — er hat doch keine große Übung. So was fordert scharfen Blick, fertige Hände, welches alles ein Klostermann, ein Hausarzt nicht hat. Wie erst des Herzogs Arzt kam, ging es gleich anders.

Doctor Trivulzio meinte doch selbst, daß die Sache bedenklich sey, erwiederte die Hausfrau.

Weil durch die drey ersten Tage nichts rechtes gethan worden war, fuhr Melisende heftig fort: Ich sage euch, Fräulein Bertha, die Sache war nicht so arg. Der Hieb war tüchtig, aber er hatte keine weitern Folgen.

Die Künringerinn und Bertha schwiegen, denn sie sahen Beyde, daß jedes Wort der Frau

von Pottendorf Unwillen höher anfachte. Das Fräulein sollte doch euren Gemahl selbst sehen, sagte jetzt Frau Elisabeth, um ihrer Gebietherinn genauer Bericht —

Nicht doch, Frau von Künring, fiel Bertha ängstlich ein —

Ja, ja, kommt nur mit mir, rief Melisende, und faßte Berthas Hand, froh, jenes ihr widrige Gespräch zu enden — und zog sie, ohne auf ihre Gegenvorstellungen zu hören, in das Krankenzimmer: da könnt ihr euch überzeugen, daß an der ganzen Sache nicht so viel ist, als man aus Gehässigkeit daraus machen will. Mit diesen Worten stieß sie rasch die Thüre auf, trat mit Bertha an der Hand ein, die wie ein Espenlaub zitterte, und nicht sogleich Muth hatte, die Augen zu der Gestalt aufzuheben, die im Wachen und im Traume vor ihrer Seele stand, und sagte zu ihrem Manne: Guten Morgen, Ulrich! Hier ist das Fräulein Haslau, welche die Frau Herzoginn Witwe sendet, sich nach deinem Befinden zu erkundigen.

Ritter Ulrich, der bey dem Eintritt der Frauen aufgestanden war, und sich ihnen genähert hatte, grüßte nun Bertha achtungsvoll,

indem er ihr und ihrer Frau aufs lebhafteste für ihre gütige Theilnahme dankte.

Der Ton seiner Stimme, die immer sanft, jetzt durch die Schwäche der Krankheit noch leiser klang, ging Bertha tief ins Herz. Sie erhob das Auge, sie blickte in diese edlen Züge, die, etwas bleich und verfallen, sie reizender als je dünkten, und selbst die Binde, die seine Stirn umschlang, schien ihr ihn zu verschönern. Sie erröthete und erblaßte wechselweise, und es hätte einer längern Zeit bedurft, bis sie sich ganz gefaßt haben würde; aber Melisende, der das Alles in ihrer jetzigen Stimmung kleinlich und unbedeutend vorkam, unterbrach ihre bewegte Anrede, faßte ihren Arm, führte sie zu einem Sitze neben dem Lehnstuhl ihres Mannes, nahm unfern davon Platz, und rieth Herrn Ulrich sich ebenfalls zu setzen, weil er nach des Arztes Vorschrift sich recht ruhig halten sollte.

Es waltete nun eine Weile ein freundliches aber gleichgültiges Gespräch zwischen den drey Personen, während dessen der Sturm in Berthas Brust sich allmählig legte, und sie des kaum geahneten Vergnügens genoß, recht lange und recht ungestört den geheimen Gegenstand ihrer unbekannten Verehrung zu sehen und sprechen zu

hören. Die Herzoginn, ihr einsames Witwenleben, ihre Wohlthaten, die sie in der Gegend übte, ihre Frömmigkeit, waren der Hauptinhalt der Unterredung, an welcher indeß Melisende nur wenig Antheil nahm. Zuletzt war die Rede von Fräulein Jutta. Ulrich erkundigte sich liebevoll nach ihr, er hatte lange nichts von ihr gehört, und achtete das fromme Mädchen hoch.

O, der geht es jetzt viel besser! antwortete Bertha: Sie darf nun hoffen, mit dem Meister von Osterdingen verbunden zu werden.

Das sollte mich sehr freuen, antwortete Ulrich: Sie hat mich um so mehr bedauert, als sie ihre Kindespflicht so treu erfüllt, und dem Vater ihr ganzes Glück aufgeopfert hat. Aber wie kommt das nun? fuhr er fort: Läßt sich der Vater überreden?

Der Herzog selbst nimmt sich der Sache an, entgegnete Bertha: Er hat den jungen Mann neulich mit sich zu uns auf das Kahlenberger-Schloß gebracht. Jutta hat ihn nicht vermeiden können.

Da war es aus mit dem Gelübde, ihn nicht zu sehn! lachte Melisende höhnisch.

Es that ihr doch leid — hinterher, setzte Bertha dazu: Freylich im ersten Augenblicke war

die Freude zu groß — und nun, höre ich, will der Herzog die große Gnade haben, selbst mit dem alten Rauhenecker zu reden. Doch das müßt ihr alles ohnedieß besser wissen. Eure Frau war ja hier die Vermittlerinn, und ich erzähle euch alte Dinge.

Meine Frau war Juttas Vertraute nie — da irrt ihr Fräulein, antwortete Ulrich.

Ihre Vertraute wohl nicht, entgegnete Bertha, aber ihre Fürsprecherinn bey dem Herrn. Läugnet es nicht, Frau von Pottendorf, fuhr das Mädchen unbefangen und freundlich zu dieser gewendet fort, als eine rasche Bewegung Melisendens bey diesen Worten sie unterbrechen zu wollen schien. Läugnet es nicht, edle Frau! Man weiß ja, daß Jutta ihr Glück nur euch zu danken hat, daß ihr es waret, die den Herrn auf ihre unglückliche Liebe aufmerksam machte —

Das that ich — erwiederte Melisende schnell gefaßt und keck, denn sie sah die Purpurgluth, die plötzlich ihres Mannes bleiches Gesicht entflammte, und den blitzenden Blick, den er auf sie schoß — das that ich gleich damahls beym Turnier. Mich dauerte die Kleine, und obwohl sie mir nie einen Auftrag gegeben —

Natürlich, sie war zu schüchtern, erwiederte

Bertha: Mir würde es gerade so gehn, wie Jutta, wenn ich an ihrer Stelle wäre. Sie hat euch gedauert, und ihr habt nicht bloß damahls vorgebethen, ihr habt auch hernach den Herrn noch öfters erinnert. Meister Ofterdingen hat es uns vertraut, und der Herzog sprach auch mit seiner Mutter unter großen Lobeserhebungen von Euch.

Die Purpurgluth trat zum zweyten Mahl auf Pottendorfs Gesicht. Ein Blitz hatte die Nacht erhellt, in der er bisher arglos gewandelt. Des Herzogs Anblick hatte nicht bloß heftigen Eindruck auf Melisenden gemacht, sie mußten sich gesprochen, und öfter als einmahl gesehen haben. Ein zweyter Blick traf die erblassende Melisende. Beyde schwiegen, Bertha sah sie verwundert an.

Sie gewahrte die Flammen in Ulrichs Blicken, und Melisendens sichtbares Erschrecken, und sie erschrack selbst, denn sie fühlte, daß sie etwas gesagt haben müßte, was besser ungesprochen geblieben wäre. Eine ängstliche Stille von mehreren Secunden trat ein, Pottendorf hatte sich schnell gefaßt. Mit Einem Gedanken übersah er seine Lage, und auch, was ihm zu thun oblag.

Verzeiht, mein Fräulein, nahm er jetzt das

Wort, wenn meine Zerstreuung und Vergeßlichkeit euch seltsam dünkt. Wohl erinnere ich mich jetzt allmählig alles dessen, was ihr nun erzählet. Ich war von allem unterrichtet bis auf den Besuch des Meisters auf dem Kahlenberge. Aber es ist noch eine Folge meiner schweren Kopfwunde, daß die bekanntesten Dinge mich oft wie fremd dünken.

Bertha sah den Ritter nicht ohne Erstaunen an. — Was war das? Wahrheit, oder eine plötzlich ersonnene Ausflucht? Melisende war aufgestanden, und hatte das Zimmer verlassen. Bertha fand es unschicklich, allein bey dem Ritter zu bleiben. Sie erhob sich ebenfalls, Ulrich stand zugleich mit ihr auf. Es dünkte ihr, als zittere er, aber weder seine Worte noch seine Züge verriethen die Bewegung, in der er sich befand. Er näherte sich ihr achtungsvoll, trug ihr seine Danksagungen an ihre durchlauchtige Gebietherinn auf, sprach, wie es schien, ruhig von seinem Danke gegen sie, von dem Vergnügen, sie wieder gesehn zu haben, geleitete sie bis zur Thüre seines Gemaches, und entließ das Mädchen dort, das voll Bestürzung und Erstaunen nicht wußte, was es von dem ganzen Auftritte zu halten habe.

Kaum aber war die Thüre hinter ihr geschlos-

sen, da brach sein Schmerz und sein Zorn hervor. Er war hintergangen. Melisende hatte nicht bloß einer strafbaren Empfindung Raum in ihrer Brust gegeben, sie hatte ihren Mann betrogen, und heimliche Zusammenkünfte mit dem Herzog gehabt. Das mußte er wissen, er mußte hier klar sehen. Er schellte, und befahl seine Frau zu rufen. Sie kam, er schloß die Thüre hinter ihr ab, und begann nun sie zu befragen. Er hatte ruhig und bloß als strenger Richter mit der Schuldigen verfahren wollen; sein tief verletztes Gefühl riß ihn dennoch hin. Vorwürfe und Klagen mischten sich in das scharfe Verhör, Melisende erkannte die innige Zärtlichkeit, die mitten durch diesen Zorn, diesen Ernst vorbrach, ein Rest von Gewissen erschütterte sie, sie bekannte Einiges, das Meiste verschwieg sie, und machte sich selbst weiß, sie thue es, um der Ruhe ihres Mannes zu schonen. Lange, schmerzlich und unbefriedigend war diese Unterredung, sie endete damit, daß Pottendorf Melisenden ankündigte, sie müsse es selbst einsehn und zugeben, daß ihm nichts übrig bleibe, als sich schleunig von Wien zu entfernen. Sie sollte sich deßhalb dazu anschicken, er denke heute Nacht in Pottendorf zu schlafen.

Um Gotteswillen! rief sie, von einer bes-

sern Empfindung überwältigt: Du willst reisen, und bedenkest deine Gesundheit nicht. Dein Gesicht glühet, deine Hand ist eiskalt, du hast Fieber. — O, thu das nicht, Ulrich! Setze dich keiner neuen Gefahr aus!

Mein Entschluß ist gefaßt, erwiederte er ernst, indem er seine Hand aus ihren Händen zog, die ihn ängstlich gefaßt hatten. Was meiner hier wartet, ist gefährlicher, als was das Fieber und meine Wunde mir drohen können.

Ulrich! rief sie, fürchte nichts! Ich verspreche dir —

Versprich nichts! versetzte er noch ernster: Folge mir, widerstrebe mir nicht! Das ist das Einzige, was ich von dir verlange, das Einzige, setzte er hinzu — und es dünkte Melisenden, als bräche seine Stimme bey diesen Worten — womit du mir beweisen kannst, daß du noch einige Rücksicht für mich hast.

Sie fühlte sich wunderbar von diesem Benehmen ihres Mannes bewegt, erschüttert. Scham und alte Neigung, Achtung und Mitleid erhoben sich in ihrer Seele, sie verschafften dem Guten einen augenblicklichen Sieg. Du sollst mit mir zufrieden seyn, erwiederte sie, und verließ das Zimmer. Nach Verlauf einer Stunde ließ

ſie ihm ſagen, daß ſie bereit ſey, abzureiſen, es ſey alles geordnet und gepackt. Dieſe Bereitwilligkeit rührte und erfreute ihn, ſein volles Herz war geneigt, ſich milderen Gefühlen zu überlaſſen. Da trat der Arzt ein. Er ſchien beſtürzt über des Ritters Entſchluß, er widerſetzte ſich feyerlich, Ritter Heinrich und ſeine Frau eilten ebenfalls herbey, da ſie die Bewegungen im Hauſe, und Ulrichs Vorſatz vernommen. Alle vereinigten ſich ihm abzurathen, ihm die Gefahr eines Rückfalls zu ſchildern. Er blieb unerſchütterlich, ja es ſchien, als ob Alles, was Trivulzio ſagte, nur dazu beytrüge, ihn feſter zu beſtimmen. So mußten ſich endlich Alle ergeben. Meliſende erſchien zur Reiſe gerüſtet, und ziemlich heiter; der Abſchied war herzlich, Frau von Pottendorf beſtieg mit ihren Frauen den Wagen, den Ulrich zu Pferde begleitete, die reiſigen Knechte mit dem Gepäcke ſchloſſen den Zug.

Jetzt erſt, in der Ruhe und Stille der Fahrt, ſammelte ſich allmählig Meliſendens verſtörter Sinn, den die Begegniſſe der zwey letzten Stunden beynahe betäubt, und zu keiner klaren Anſicht der Dinge hatten kommen laſſen. Sie war alſo von Friedrich getrennt, ſie ſollte, ſie durfte ihn nicht mehr ſehen! — Ihn nicht mehr ſehen!

Dieser Gedanke war es, der zuerst, als sie ihre ganze Lage zu überblicken und zu fassen begann, einen Dolch auf sie zückte, und im nächsten Augenblick stand es entschieden vor ihrer Seele, daß dieß nicht möglich, daß es ihr erlaubt, ja, den heiligsten Gefühlen gemäß sey, ein Verhältniß nicht zu zerreissen, in welchem zwey der vorzüglichsten Wesen ihr einziges und höchstes Glück fänden.

Diese Ansichten bildeten sich je länger, je deutlicher aus, und als sie Pottendorf erreicht hatte, war sie dahin gekommen, sich über ihre Gefügigkeit in ihres Mannes ungerechten Befehl selbst zu wundern, ihre Bereitwilligkeit zu tadeln, und von Neuem darauf zu sinnen, wie sie, schlau genug, seine aufgeschreckte Eifersucht hintergehen, und das erreichen könnte, was ihr als das Ziel aller ihrer Wünsche vorschwebte.

Das Leben der beyden Ehegatten auf dem einsamen Schlosse gestaltete sich nicht angenehm. Melisende hatte richtig geurtheilt. Ulrichs Blick hatte sich durch Verdacht und Eifersucht geschärft, er beobachtete seine Frau unabläßig, und da er zu edel dachte, um sie von Andern bewachen, oder irgend Jemand in das Geheimniß seines häuslichen Unglücks eindringen zu lassen, so gab

das seiner Stellung zu ihr, der ihrigen zu ihm, eine Spannung und einen Zwang, der beyden höchst lästig fiel. Am meisten fühlte sie sich dadurch gedrückt, und ihr ungeduldiger Geist äußerte manchmahl durch Geberden, ja durch offene Klagen die Unzufriedenheit, mit der sie ihre Lage ertrug. Jeder solchen Äußerung folgte dann ein höchst unangenehmer Auftritt, Erörterungen, Entschuldigungen, mitunter Bitterkeit, Trotz und Vorwürfe von beyden Seiten. Wenn es wahr ist, daß jeder Zank unter Freunden oder Ehegatten, Beyder Herzen kleine Wunden schlägt, die zwar bald vernarben, aber an dem Ort der Narbe eine unempfindlichere Stelle hinterlassen, bis oft wiederhohlte Wunden vielfältige Narben, und vielfältige harte Stellen erzeugen, und endlich das ganze Herz unempfindlich machen, so begreift man, daß auch zwischen Melisenden und ihrem Gemahle nach und nach eine allgemeine Unzufriedenheit eintrat, die bey ihr, in deren Brust ein anderes Bild herrschte, bald in Gleichgültigkeit, ja in Abneigung überging.

Ein Gedanke war noch überdieß, der ihr gereitztes Gemüth viel bitterer stimmte, weil er sie an dem Abgott ihrer Seele irre machte, und dieß war die Bemerkung, welche aus jener Er-

zählung Berthas hervorzugehen schien, daß nähmlich der Herzog selbst sein Verhältniß zu ihr nicht gar zu schonend, zu geheim behandelt, und dem Meister Ofterdingen mehr gesagt haben müsse, als dieser und überhaupt irgend Jemand außer Friedrich und Melisenden zu wissen bedurfte. War das Nichtachtung? Prahlerey? oder irgend eine andere verborgene Absicht? Ihre Eitelkeit überredete sie zuweilen des letztern. Dennoch war sie ihrer Sache nicht sicher, und der Wunsch, sich hierüber aufzuklären, aus Friedrichs eigenem Munde seine Vertheidigung zu vernehmen, erhöhte ihre Sehnsucht nach seinem Anblick, nach seinem Umgang, und schärfte ihren Geist, um, ungeachtet Ulrichs wachsamer Eifersucht, Mittel zu finden, die gewaltsam zerrissenen Faden zwischen ihr und Friedrich wieder anzuknüpfen. Einsamkeit, Langeweile, Mißmuth entzündeten immer heftiger das Verlangen, den Geliebten zu sehen. Sein Bild erschien ihr mit jedem Tage hinreissender, unwiderstehlicher. Nur sein Umgang, sein Geist, sein Flammengefühl konnte den Forderungen ihres Herzens genügen. Sie mußte ihn wieder sehen oder sterben! Was wäre einer klugen Frau, die alles für erlaubt hält, was ihrer Leidenschaft schmeichelt, unmöglich!

Sie wußte durch Kühnheit und Geld einen Weg zu dem Neapolitaniſchen Arzte, den ſchlauen Unterhändler ihrer Liebe zu finden. Trivulzio ergriff den Faden, der ſich ihm darboth, mit Begierde; denn des Herzogs Unmuth, ſich die ſchöne Frau entriſſen zu ſehen, deren äußerer Reitz, wie ihr kühner Geiſt, ihn gleich angezogen, hatte ſich bereits oft gegen den Arzt mit Heftigkeit und Vorwürfen geäußert, und nicht ahnend, daß er ſelbſt durch eine unbedachte Rede dieß Ereigniß herbeygeführt, ließ er den Doctor das ganze Gewicht ſeines Unwillens fühlen, und maß Meliſendens Entfernung ſeiner Ungeſchicklichkeit bey. Ein Himmelstag nach langer trüber Nacht ging daher dem zagenden Trivulzio auf bey dem erſten Anklange dieſer Art, der ihm vom Schloſſe Pottendorf kam. Meliſendens ſchlaue Zofe hatte durch dritte und vierte Hand, durch Knappen des Schloſſes und Bewohner des Dorfes, eine jedem Uneingeweihten unverſtändliche Meldung an den Doctor gelangen laſſen. Eben ſo geheimnißvolle Antworten, und neue Anfragen und neue Auskünfte flogen auf dieſem Wege von Wien nach Pottendorf, von Pottendorf nach Wien. Des Herzogs Hoffnung, mit ihr ſeine Liebe flammte wieder hoch auf. Die Sicherheit, welche

ihr Beginnen bisher begünstigt hatte, machte die Verliebten kühner. Ein Tag, an dem, wie Meliſende wußte, Ritter Ulrich bey einem ſeiner Ungariſchen Nachbarn auf ein großes Haſenhetzen im abgeernteten Blachfelde gebethen war, ſollte dazu benützt werden, damit Friedrich in irgend einer paſſenden Verkleidung ſich in den Auen, welche das Schloß umringten, einfinden, und Meliſenden endlich das Glück werden könnte, ihn zu ſehen.

Geſchickt und ſchlau war alles berechnet, aber der Faden des kunſtreichen Gewebes, der durch ſo vielerley Hände im Schloſſe zu Pottendorf, und in des Herzogs Burg laufen mußte, war nicht Jedem Auge zu entziehen. Einiges wurde hier und da kund. Ritter Ulrich war von ſeinen Unterthanen als ein Vater, von ſeinem Schloßgeſinde als der gütigſte Gebiether verehrt, während Meliſendens Stolz alle Herzen von ihr entfernte, und ſie ſich nur durch reichlich geſpendetes Geld Theilnehmer und Werkzeuge ihrer Abſichten erkaufen konnte. Einer der Knechte, der zum Überbringer ihm unverſtändlicher Bothſchaften gebraucht wurde, fing an Verdacht zu ſchöpfen, es ſchien ihm, als gehe hier etwas vor, das ſeinem Herrn Gefahr oder Unglück bringen

könnte. Er mochte nicht länger das Werkzeug geheimer Plane seyn, deren Zweck er fürchtete, und entdeckte dem Ritter, was er wußte. Ulrich fuhr auf, er ahnete sogleich, was hier zum Grunde lag, er forschte weiter, das heimtückische Gewebe erschien zum Theil vor seinen Augen, zum Theil errieth er aus dem, was ihm bekannt war, das Übrige. Sein Schmerz wie sein Zorn gegen Meliſenden kannte jetzt keine Grenzen mehr. Wie hinterlistig, wie schändlich hatte sie seine Güte mißbraucht! Sein Herz war zerrissen, aber sein Entschluß gefaßt. Am Abende desselben Tages, auf welchem jene Jagd folgen, und die Zusammenkunft der Verliebten Statt haben sollte, sah Meliſende aus ihrem Fenster, daß Pferde gesattelt, aus den Ställen gezogen, und überhaupt allerley Anstalten zu einem Aufbruch gemacht wurden. Sie glaubte, es seyen die Vorbereitungen zur morgigen Jagd, und wollte sich ihrer freuen, aber ein unheimliches Gefühl beschlich sie. Diese Anstalten schienen größer, ernster. Bewaffnete Knechte ließen sich sehen, Gepäcke wurde geordnet. Sie wußte sich nicht zu erklären, was dieß alles zu bedeuten haben möchte, als ihre Zofe mit etwas verstörter Miene eintrat und meldete, daß Herr Curt Aichspalter, der

Freysasse, im Vorzimmer sey, und auf Befehl des gnädigen Herrn mit ihr zu sprechen habe.

Erstaunt befahl sie ihn vorzulassen. Er trat ein, seine ernsten Züge ließen nichts Angenehmes erwarten, und er kündigte ihr an, daß Herr Ulrich sie ersuchen lasse, sich zur Reise zu rüsten, nur das Nöthigste mitzunehmen, und auf der Stelle aufzubrechen. Sie erstarrte. Was war das? Was ging hier vor? Vergebens entschuldigte sie sich mit der Unmöglichkeit, so geschwind ihre Zurüstungen machen zu können; vergebens drang sie mit Fragen in den Freysassen. Er wußte nichts, oder wollte nichts wissen, als was der Ritter ihm aufgetragen, die Pferde wären gesattelt, die Knappen und reisigen Knechte bereit, der gnädige Herr harre ihrer gewaffnet; er selbst, Aichspalter, und seine Frau würden sie begleiten.

„Eure Frau? Wozu das?“

Um euch zu bedienen, gnädige Frau.

„Mich? Eine Bauersfrau?“ erwiederte Melisende verächtlich: „Mich bedienen meine Zofen.“

Mit nichten, erwiederte Aichspalter ernst, aber bescheiden: Von euren Mägden darf keine mit.

„Was ist das?“ rief Melisende, jetzt tödtlich

erschrocken. Dann schnell gefaßt, sagte sie: „Ich gehe nicht.“

Das wäre mir, und wohl auch dem gnädigen Herrn sehr leid, denn ich habe gemessene Befehle, und darf keine Entschuldigung, keine Weigerung anhören. Und wie schmerzlich würde es euch, gnädige Frau, und mir seyn, wenn ich Gewalt —

„Gewalt?“ schrie sie entsetzt: Gewalt! So steht es mit mir? Das erlaubt sich der Tyrann gegen seine rechtmäßige Ehefrau?“

Aichspalter zuckte die Achseln: Ich wage es euch zu bitten, gnädige Frau, daß ihr dem Befehle des gnädigen Herrn euch fügen, und seinen Zorn durch Widersetzlichkeit nicht noch mehr reitzen möchtet. Ich bin mit ihm auferzogen worden, ich kenne ihn genau, aber so habe ich ihn in meinem ganzen Leben nicht gesehen.

Melisende erwiederte nichts. Sie sank auf einen Stuhl. Ihr Blut stand still, und sie vermochte kaum den Umfang ihres ganzen Unglücks zu übersehen.

Eine Weile betrachtete sie Aichspalter halb mißbilligend, halb mitleidig. Endlich als sie sich gar nicht regte, und keine Anstalt zum Aufbruch machte, fragte er: Ob es ihr nicht gefällig wäre,

ihre Sachen zu ordnen? Eure Leute warten schon, setzte er hinzu, indem er die Thüre ein wenig öffnete, und Melisenden einige bewaffnete Knechte sehen ließ, die im Vorzimmer warteten, und sie einsehen ließen, daß jeder Widerstand vergeblich seyn würde. Jetzt wollte sie ihre Frauen rufen, um ihr beym Einpacken zu helfen. Auch dieß mußte Aichspalter versagen, sein Befehl lautete, sie mit Niemand mehr reden zu lassen; doch harrte seine Frau draußen ihres Winkes.

Jetzt brach Melisendens Muth und mit ihm ihr Trotz. Ihre Thränen stürzten hervor, ihr Unglück schien ihr gränzenlos, und Ulrich der ungerechteste Tyrann, der sie ohne Schonung als eine Verbrecherinn behandelte. Indessen mußte sie sich in ihr Schicksal ergeben, sie ließ des Freysassen Frau rufen. Dieser warf sie die nöthigsten Kleidungsstücke zum Einpacken zu, raffte zusammen, was sie an Kostbarkeiten und geheimen Beweisen ihrer Schuld besaß, warf ein Oberkleid über sich, und in weniger als zehn Minuten sagte sie trotzig: Ich bin fertig.

Aichspalter und sein Weib begleiteten sie, die Reisigen folgten, so kamen sie über die Treppe in den Hof, der von Fackeln hell war, und wo

bereits ihr Gemahl vom Kopf bis zum Fuß in Stahl gehüllt und mit geschlossenem Visier, und noch mehrere eben so gerüstete Knechte auf ihren Rossen hielten. Melisendens Herz schlug heftig, eine Ahnung wie des Todes berührte sie, als sie diese schweigenden ehernen Gestalten erblickte, auf deren blanke Rüstungen der röthliche Schein der Fackeln umheimliche Lichter warf. Aichspalter führte sie an ihr Pferd, aber er und noch ein Knecht mußten ihr beym Aufsitzen behülflich seyn, denn ihre Knie schwankten, und ihre Zähne schlugen zusammen. Ist Alles fertig? tönte jetzt Ulrichs Stimme dumpf durchs Visier, und Melisende schauderte. Wir sind bereit, antwortete Aichspalter, und Ulrich spornte sein Roß, und mit lautem Getöse, das in dem engen Hofraum lärmend wiederhallte, sprengte er an Melisenden vorüber, ohne sich umzusehn. Zwey Knechte folgten ihrem Herrn. Hinter ihnen wies Aichspalter Melisenden ihren Platz an, er ritt ihr nahe zur Linken, seine Frau folgte ihm ebenfalls zu Pferde, und viele Bewaffnete schlossen den Zug. So ging es durch den hallenden Thorweg über die donnernde Zugbrücke, und hinaus in die sternenhelle Nacht. Da fiel es Melisenden aufs Herz, wie sie, vor kaum einem Jahre, als schimmernde,

von Vielen beneidete, von dem Gatten, der sie jetzt so unerbittlich behandelte, heißgeliebte Braut zuerst in dieß Schloß eingezogen war. Es war ebenfalls eine wunderschöne Sternennacht gewesen, wie er sie von Wien, wo die Vermählung war gefeyert worden, noch Abends hierher geführt hatte, wie er wonnetrunken an ihrer Seite geritten, wie schön er gewesen! Und nun! Ihr ganzes Inneres empörte sich, Friedrichs Bild stieg aus dem Chaos ihrer verworrenen Gedanken empor. Ein Stachel ihres Gewissens berührte sie. Wie hatte sie Ulrichs heiße, treue Liebe gelohnt? Doch nein! nein! Er war ein Unmensch, und Friedrich ein Halbgott! Und welche Hoffnungen durfte sie nicht nähren, wenn der Herzog sich von Agnes trennte, wozu er schon halb und halb entschlossen war! Welches Loos würde ihrer an der Seite ihres Gemahls harren, der jetzt schon auf einem bloßen Verdacht hin sie wie eine Verbrecherinn behandelte. Denn was konnte er wissen? — Hier schlug sie die innere Stimme abermahls, und ließ sie ahnen, was Ulrich wissen, was ihm ein tückischer Zufall verrathen haben konnte, der schon in Wien sich zu ihrem Verderben geschäftig erwiesen, und welches Loos im Verließ irgend ei-

ner seiner fernen Burgen ihrer vielleicht harrte. Diese Vorstellung erschütterte sie so, und ihr Zittern nahm so überhand, daß Aichspalter einige Mahl von seinem Gaul herüber langte, um sie zu halten. Jetzt faßte sie sich endlich ein Herz, und mit aneinander schlagenden Zähnen, kaum verständlich, fragte sie ihren Begleiter, wohin man sie führe, was ihr bevorstehe?

Nichts Böses, antwortete Aichspalter, der ihre entsetzliche Angst erkannte: Fürchtet euch nicht, gnädige Frau!

Geht es an mein Leben, oder an meine Freyheit? erwiederte sie bebend.

An euer Leben gewiß nicht, dazu kenne ich meinen Herrn zu gut. Aber frey? Ja frey, wie ihr bisher ward, wird man euch wohl nicht lassen.

Also in ein Verließ? antwortete sie unter Zähnklappern.

Auch das nicht, gewiß nicht. Ritter Ulrich kann nie grausam seyn.

Er ist es! O, er ist es, so sehr man es seyn kann.

Gewiß nicht, edle Frau, versicherte Aichspalter: Wohin die Reise geht, kann ich euch nicht sagen, denn das hat der Herr keinem vertraut.

Aber dafür stehe ich euch mit meinem Leben, daß Ritter Ulrich euch anständig, ja schonend behandeln wird, und daß es nur auf euch ankommen wird —

Schweigt! herrschte ihm Melisende zu, die aus der Rede des treuen Mannes den Verweis bereits heraus hörte, den seine Worte enthalten konnten.

Aichspalter schwieg und zog sich zurück. Melisende fühlte sich durch seine Worte doch einiger Maßen beruhigt, und so ging die Reise meist schweigend vor sich, bis an ein kleines Dorf am Donau-Ufer, das sie mit anbrechendem Tage erreichten, und wo Melisende sich durchaus fremd fand. Hier bereitete die Aichspalterinn in einer reinlichen Bauernhütte ihr einige Erfrischungen, und ein bequemes Lager. Sie ruhte ein paar Stunden, außer dieser Frau war Niemand bey ihr. Ulrich und die Übrigen hatten sich anderswo einquartirt, aber zwey Knechte hielten Wache vor der Thüre.

Nach einigen Stunden wurde aufgebrochen, und über den Strom gesetzt. Nun ging der Weg durch weite flache Gegenden, bis man Abends abermahl an ein Dorf gelangte, dessen Lage wie sein Nahme Melisenden ein Geheimniß blieb,

und wo sie die Nacht zubrachte. Am andern Morgen, da das lange Reiten für die beyden Frauen doch zu ermüdend seyn durfte, stand ein Reisewagen nach damahliger einfacher Art in Bereitschaft, mit einer Decke und dichten Umhängen wohl versehen; Melisende und ihre neue Kammerfrau wurden hinaufgehoben, und die Knechte umgaben das Fuhrwerk zu Pferde.

So lange Melisende, wenn auch nur von ferne und zuweilen, den Donau-Strom und die Berge, die seine Ufer so schön machen, erblicken konnte, schien ihr ihre Stellung nicht so verzweifelt, denn diese Fluthen eilten ja nach Wien; sie kamen vor die Augen des heißgeliebten Gebiethers, dem der Strom und das Land gehörte, sie waren gleichsam ein Band zwischen ihr und ihm. Aber am dritten Tage wandte der Zug sich rechts ab von der Donau, der Grund stieg allmählig, das Erdreich wurde trockner, die Ansichten minder freundlich. Endlich erhob sich von allen Seiten niedriges Gebirge, die lustigen Weinberge, die hellen Laubwälder verschwanden, schwarzes Kiefernholz deckte die Anhöhen, oder streckte sich in den flachen Gegenden stundenweise ohne Unterbrechung hin. Schroffe Felsen wechselten mit dunklen Forsten,

durch die Thäler rauschten ungezügelte Bäche, in den Feldern, auf den Wiesen ragten schwarze Steinblöcke zwischen Korn und Gras überall hervor, und zeigten gleichsam das Gebein der alten Mutter Erde, das hier keine blühende Decke umhüllte. Alles trug ein ernstes Gepräge, und auch die Wohnungen der Menschen waren seltner als in den kaum verlassenen Gegenden. Nur der mühsame Fleiß hatte seine Wohnung hier aufgeschlagen, und erzwang seinen Unterhalt von der Hand der stiefmütterlichen Natur, so daß Einsamkeit, Stille und Düsternheit miteinander zunahmen, wie die Reisenden weiter vorwärts gegen die böhmische Grenze drangen. Endlich gegen den Abend des vierten Tages bog der Wagen zwischen hohen, mit dunkelm Kiefernholz bewachsenen Bergen in ein wildes Thal ein. Ein ziemlich starker Bach, den man wohl schon einen kleinen Fluß nennen konnte, wälzte seine dunkle Fluth an der Seite des Weges im Schatten des Föhrenwaldes hin, und bey einer Krümmung der Thalschlucht stand plötzlich vor den Augen der Reisenden ein schroffer Felsen, der auf der einen Seite mit seiner Spitze über den Strom hinüberdrohte, und auf dieser Spitze eine ansehnliche feste Burg trug.

Das ist Krumau, sagte Aichspalter, indem er an den Wagen heranritt, und mit der Hand auf die Burg wies.

Großer Gott! Wir werden doch nicht hier — rief Melisende, in der das drohende Aussehen des sehr befestigten Schlosses, und zugleich die Einsamkeit und tiefe Stille, welche ringsum herrschten, die Vorstellung eines unentfliehbaren Kerkers erweckt hatte, und die sich erinnerte, ihren Mann zuweilen von dieser fast unbezwingbaren Veste reden gehört zu haben, die er nur selten, und nur der Jagden wegen, besuchte. Aber in demselben Augenblicke sah sie ihren Gemahl den Weg, der am Felsen hinauf führte, einschlagen, und dem Gefolge winken, ihm nachzukommen.

Nun glaubte sie ihr Schicksal entschieden. Hier war ihr der Aufenthalt, der Kerker angewiesen. Sie sah sich bereits in einem Verließe, oder wenigstens, wenn Aichspalters Reden zu trauen war, in einer wohlverwahrten Kammer der Burg, aus der ihr nur durch ein vergittertes Fenster der Ausblick auf die düstere Gegend umher erlaubt war, und wo Langeweile, Einsamkeit und Verzweiflung ihre einzige Gesellschaft seyn würden, und sie fing von Neuem an heftig zu weinen, indem

ihr Geschick, so in der Blüthe der Jugend und Schönheit von allem irdischen Glücke, von ihren stolzesten Hoffnungen gerissen, und zur Gefangenschaft verdammt zu seyn, ihr unaussprechlich grausam vorkam.

Langsam bewegte das Fuhrwerk sich den steilen Berg hinauf. Melisende zerfloß in Thränen. Sie war überzeugt, es gäbe kein unglücklicheres Wesen unter der Sonne als sie, sie brach endlich in laute Klagen, in Verwünschungen gegen ihren Gemahl aus, die die einfache Frau des Freysassen mit Erstaunen und Entsetzen anhörte, und weder Muth noch Lust hatte, die Tobende zu beruhigen.

Jetzt hielt der Zug an der Brücke, die bereits niedergelassen war. Man schien sie erwartet zu haben. Der Castellan der Burg, ein ehrwürdiger Greis, und mehrere ebenfalls bejahrte Diener, kamen aus dem dunklen Thorweg hervor, den Gebiether zu empfangen, der sie mit gütigen Worten begrüßte, und freundlich um einiges von ihrem Leben, ihren Umständen befragte. Der Heuchler! dachte Melisende: O, er hat glatte Worte für Jedermann, und nur für sein Weib keine Schonung, kein Erbarmen!

Dumpf wiederhallte der finstere lange Thor-

weg, der aufwärts, und zum Theil in den lebendigen Fels gesprengt, in den ersten Hof führte. Hohe düstere Gebäude umgaben ihn. Mit Angst blickte Melisende zu den vergitterten Fenstern eines starken Thurms empor, der eine Ecke dieses Raums einnahm. Welches war ihr wohl zum Kerker bestimmt? Aber der Ritter, der nun abgestiegen war, und, von dem Castellan ehrerbiethig begleitet, dem Wagen vorausging, wandte sich jetzt, und winkte dem Fuhrmann zu folgen. Ein zweytes Thor führte in einen großen, höher gelegenen Hof, dem ein zierlicheres Gebäude, das ihn auf der einen Seite einschloß, und die Ringmauer auf der andern, die durch die Schießscharten die Aussicht ins Freye gestattete, schon ein etwas freundlicheres Ansehen gab. Der Ritter und der Castellan schritten weiter, und immer aufwärts, der Wagen bog um jenes Gebäude, ein drittes Thor erschien. Es führte in den obersten eigentlichen Burghof, und zeigte Melisenden eine sehr feste, aber nicht ohne Pracht und Zierde erbaute Burg, in welcher ein schöner Glockenthurm das Daseyn einer Kapelle verkündete, und eine offene Thüre durch einen düstern Gang die Aussicht auf ein niedliches mit tausend Blumen besetztes Gärtchen gewährte.

Zum wenigsten war das kein so feindseliger Aufenthalt, als es Melisenden im Anfange geschienen hatte. An der mit künstlichem Schnitzwerke und dem Wappen der Pottendorfer geschmückten Pforte hielt der Wagen. Aichspalter, der Castellan und einige Knechte waren den Frauen beym Aussteigen behülflich. Man führte sie eine Wendeltreppe hinan. Flügelthüren, ebenfalls mit zierlicher Arbeit bedeckt, öffneten sich, und zeigten den Eingang in einen hohen, etwas düster aber anständig eingerichteten Tafelsaal. Der Castellan machte den Wirth, denn der Ritter hatte sich, so wie Melisende den Wagen verlassen, zurückgezogen. Er führte Melisenden, die von Aichspalter und seiner Frau begleitet wurde, durch viele mitunter kostbar verzierte Gemächer in Eins, welches durch ein hohes doppeltes Bogenfenster eine schöne Aussicht über das ganze Thal und den Kampfluß both, der hier rauschend um den Felsen floß, auf dem die Burg steht. Dieß war ihr zur Wohnung bestimmt, mehrere benachbarte Zimmer gehörten dazu, und seine Tochter erschien gleich darauf, um sich die Befehle der gnädigen Frau, welcher sie zum Dienste beygegeben war, zu erbitten. Melisende antwortete auf alles, was man ihr sagte, nur durch

ſtummes Nicken. Es war alles ganz anders als ſie gefürchtet hatte, und dennoch ſo grauenvoll und unheimlich!

Der Caſtellan empfahl ſich bald, ſeine Tochter folgte ihm, ein Wink der Herrinn entfernte Aichſpalter und ſeine Frau. Sie war allein, zum erſtenmahl ſeit vier Tagen. Erſchöpft von ſo vielen Gemüthsbewegungen und der anſtrengenden Reiſe auf ſchlechten Wegen, warf ſie ſich auf ihr Lager und ſuchte die verworrenen, betäubten Gedanken zu ſammeln, und nur einigermaſſen ihre Lage, was ſich thun, was ſich fürchten oder hoffen ließe, deutlich ins Auge zu faſſen, da öffnete ſich die Thüre, und ihr Gemahl trat ein.

Er hatte die Rüſtung und den Helm abgelegt. Meliſende blickte ihn ſcheu von der Seite an, und die tiefe Bläſſe ſeiner Züge, die Verheerung, welche der Gram in wenigen Tagen in dieſer Geſtalt gemacht hatte, die vor Kurzem ſich wieder zu neuer Blüthe erhohlt hatte, traf ihr Gewiſſen mit einem ſcharfen Stachel. Sie ſtand von ihrem Lager auf, und erwartete ſeine Anrede in anſtändiger Stellung, aber mit niedergeſchlagenen Augen und lautem Herzpochen.

Du wirſt wiſſen, warum du hier biſt, begann er: Deine ſtrafbare Neigung für den Ge-

mahl eines andern Weibes, und deine geheimen Schritte wurden mir schon in Wien bekannt. Ich sprach mit dir über dein Vergehen, ich zeigte dir die Schmach, die es dir, den Schmerz, den es mir bereitete. Ich entfernte dich von dem Orte der Gefahr, und hoffte dein verirrtes Gemüth sollte sich zurecht finden —

Sie wollte ihn unterbrechen — er fiel ihr streng ins Wort: Erwiedere nichts — kein Wort, keine Sylbe! Wir haben fortan nichts mehr mit einander zu reden. Du hast nicht bloß meine Liebe verrathen, du hast auch meine letzte Hoffnung getäuscht. Du bist eine verhärtete Verbrecherinn, und mir bleibt nichts übrig, als meine Ehre zu wahren. Du wirst daher den Umkreis dieser Burg nicht verlassen, mit Niemanden sprechen, keine Bothschaft annehmen, kein Blatt fortsenden ohne meine Erlaubniß. Ohnedieß weiß kein Mensch weder in Pottendorf noch in Wien deinen Aufenthalt, und auf die Treue der Personen, die dich hier umgeben, kann ich mich verlassen. Hörst du?

Sie nickte stumm mit dem Haupte.

Hier kennt kein Mensch dein Vergehn. Es wird auf dich ankommen, deiner Zurückgezogenheit einen Anschein von freywilliger Einsamkeit zu geben. An allem, was dein Leben sonst be-

quem und leidlich machen kann, wird es dir nicht fehlen, und dein Gepäcke aus Pottendorf ist unterwegs. Widersetzest du dich aber nochmahls meinem Willen, erfahre ich, daß du auf neue Tücken sinnst, oder gar einen Versuch machen wolltest zu entfliehen, so wirst du es bereuen, setzte er mit flammenden Blicken und vor Zorn bebender Stimme hinzu. Es gibt noch strengeren Gewahrsam, es gibt Gefängnisse für ein widerspenstiges Weib, es gibt endlich einen Dolch für die Brust der Ehebrecherinn, und, die mein ganzes Erdenglück gemordet hat, darf auf kein Erbarmen rechnen.

Er wendete sich bey diesen Worten um, und wollte das Gemach verlassen. Der furchtbare Ernst seiner Rede, die Drohung am Schlusse derselben, und ihre Überzeugung, daß sein fester Sinn diese Drohung wahr machen könnte, erschreckte sie heftig. Sie eilte ihm nach und stürzte ihm zu Füssen. Ulrich! Ulrich! rief sie: O Gott! du bist schrecklich! Sie zitterte sichtbar, Thränen standen in den entsetzten starren Augen, und mit gerungenen Händen blickte sie zu ihm empor. Er sah sie an, der Anblick ihrer Angst, ihres Jammers wendete ihm das Herz in der Brust. Ach, diese Gestalt war es ja gewesen, die er einst mit

so viel Liebe umfaßt, die den Inbegriff seines Glückes ausgemacht hatte! Er schwieg und betrachtete sie einige Augenblicke, dann sagte er etwas milder: Es wird bloß auf dich ankommen, dein Schicksal erträglich zu machen. Gehorche meinem Befehle, hüthe dich vor jeder Übertretung, vor jedem Rückfall, fügte er scharf hinzu, so wirst du nichts zu fürchten, wenn auch nichts zu hoffen haben. Er verließ rasch das Zimmer. Melisende blieb noch eine Weile auf den Knien liegen, und zagte in nahmenloser Angst vor all den Drohungen, die sie gehört, und sah sich schon im Verließ der Burg bey Molch und Schlangen, und fühlte schon den kalten Stahl in der lebenswarmen Brust.

Endlich erhob sie sich. Also war alles verrathen, sie gefangen, bewacht, und von jeder Hoffnung, jedem Lebensglücke abgeschnitten! Ulrich war ein Tyran. Es war grausam, es war unerlaubt von ihm, sie so zu behandeln, ihr ganzes Leben zu vergiften, sie hier auf der öden Burg einzusperren, jetzt wo der Herbst und der Winter herannahten. Gott im Himmel! der Winter hier in Krumau, wo die Gegend selbst im milden Spätsommer ernst und düster erschien! Welche Aussicht! Und Friedrich? Was mußte er

denken? Was fühlen? Wie sie verwünschen, anklagen? Sie kannte ja die Heftigkeit seiner Empfindungen, sie hatte die bittern Erfahrungen dieses großen, oft getäuschten Herzens aus seinen Klagen kennen gelernt, und sie sollte sie nun vermehren?

Sie war der Verzweiflung nahe. Thörichte Plane gaukelten durch ihren Kopf. Trotz aller Drohungen ihres Gemahls, dachte sie doch an die Möglichkeit einer Flucht, an Herablassen von diesen Mauern. Ein Blick in die Tiefe, auf diese steilen Felsen, auf den Kamp, der seine schwarzen Wogen um den Fuß des Schloßberges rollte, machte sie erstarren. Aber sollte nur hier das Gold kein Schlüssel zu dem Verwehrten seyn? Sollte die Treue dieser Leute wirklich jedem Versuche wiederstehn? Dann fiel ihr Aichspalters eiserner Sinn ein, und seine unbedingte Ergebenheit gegen Ulrich, den er als seinen Gebieter verehrte, und als seinen Bruder liebte. Den Castellan aber und seine Tochter kannte sie gar nicht; wußte sie denn, ob sie nicht eben so bereit seyn würden sie zu verrathen, als vielleicht ihr zu dienen? Und was würde ihr Loos seyn, wenn Ulrich noch einen solchen mißlungenen Versuch von ihrer Seite erführe? Sie schau-

derte, seine letzte Drohung wiederhallte noch in ihrem Ohre. Doch zeigte sich in weiter Ferne ihrem, von Schmerz und Angst ermatteten Geiste ein schwacher Schimmer, der zwar nicht für den Augenblick, aber für die Zukunft an eine Möglichkeit der Besserung, der Rettung glauben ließ. Mit der Zeit würde sie den Castellan und die Leute, die sie hier umgaben, doch näher kennen und beurtheilen lernen. Der Geduld, der Beharrlichkeit sey nichts unmöglich, viele einzelne Tropfen höhlten den Fels; sollte es ihr nicht gelingen durch Güte oder List, Gold oder Schmeicheley sich irgend eine befreundete Seele zu erwerben, auf die sie mit der Zeit bauen, die sie zu irgend einer Bothschaft, einem Dienste würde brauchen können? O gewiß, gewiß, flüsterte ihr die Hoffnung zu, die ja auch den Unglücklichsten nicht verläßt, und an diesem Gedanken richtete ihr gesunkenes Gemüth sich aus der Tiefe ihrer Verzweiflung auf.

Sie begann nun ihr Leben einzurichten. Ihr Gepäcke war nach einigen Tagen von Pottendorf angekommen. Begierig hatte sie es durchwühlt, vielleicht enthielt es eine Nachricht, ein Zeichen von dem Herzog. Ihre Zofe Brigitte war im Geheimniß, sie konnte vielleicht — Es war Alles

vergebens! Kein Zeichen, keine Nachricht fand sich. Es schien vielmehr — und sie erfuhr später, daß es so gewesen — Herr Ulrich hatte auch hieran gedacht, und das Ordnen und Absenden ihrer Gewande, Geräthschaften und Geschmeide war durch ganz andere Hände gegangen. Aber es drang doch mitten in ihrer Verkehrtheit zuweilen wie ein Stachel in ihre Seele, wenn es ihr beyfiel, daß der Mann, den sie — das konnte sie sich nicht wegläugnen — so tief gekränkt, so unglücklich gemacht hatte, noch mit so viel Schonung und Rücksicht gegen sie verfuhr. Es fehlte nichts von allen den Dingen, welche sie sonst in Pottendorf und Wien zur Beschäftigung oder Bequemlichkeit um sich gehabt. Ihr Aufenthalt war, fern davon einem Kerker zu gleichen, wie sie befürchtete, einem Pallaste ähnlicher, es gebrach ihr an keiner Bedienung, an keinem häuslichen Lebensgenusse. Sie schaltete als unumschränkte Frau in den Gemächern, die ihr angewiesen waren, aber — sie durfte sie nur nicht verlassen. Zuweilen, wenn diese Rügen ihres Gewissens lauter sprachen, dann erschien ihr auch ihr Betragen gegen Ulrich in gehässigerem Lichte. Sein Bild trat vor sie mit so düstern Blicken, so drohend und doch so mild, wie sie

ihn das letztemahl gesehn, und ein schmerzlicher Streit begann in ihrem Innern. Sie war sich ihrer Schuld gegen Ulrich bewußt, sie hätte gern einige Jahre ihres Lebens darum gegeben, um dieß quälende Bewußtseyn los zu werden — aber wenn dann Friedrich vor ihrem Geiste, in seiner Schönheit, in seinem fürstlichen Glanze erschien, wenn der Herzogs-Hut strahlend vor ihren Blicken schwebte, dann ging in leidenschaftlicher Sehnsucht, in ehrgeitzigen Hoffnungen, jede bessere Regung unter. Die Stacheln des Gewissens verloren ihre Spitzen, und Ulrich dünkte sie wieder bloß ein Tyrann.

Sie war meist allein. Pottendorf vermied so viel er konnte jedes Zusammentreffen mit ihr, und sie suchte es auch nicht. Er trieb sich mit Aichspaltern auf Jagden in seinen Forsten herum, oder er saß finster in seinen Gemächern, horchte den Berichten des Castellans über die Wirthschaft, über die Lage und Bedürfnisse seiner Unterthanen, oder empfing selten den Besuch eines Nachbars, denn die Gegend war nicht häufig bewohnt. Die einzigen hellern Augenblicke seines Lebens waren die, wenn der Burgkaplan, ein ehrwürdiger Greis, dem Ulrichs erste Jugend anvertraut gewesen war, ihn besuchte, und sein

wundes Gemüth mit dem Balsam frommer Gottergebner Rede beruhigte, oder wenn er ihm den Dank irgend eines Unglücklichen brachte, dem er durch des Ritters Wohlthaten geholfen.

Melisende aber vertrieb sich, so gut es gehen wollte, die träge dahin schleichende Zeit mit Verfertigung kunstvoller Arbeiten, in denen die Tochter des Castellans ihre Schülerinn, und dann ihre Gehülfinn wurde, mit ihrer Laute, oder zuweilen mit Lesen in jenen Büchern, die sie noch von Constantinopel mitgebracht. So war der Herbst, der lange strenge Winter dahingeschlichen, und was Melisenden am tiefsten schmerzte, war die völlige Unwissenheit, in der sie in Ansehung des Herzogs gelassen wurde, und von der sie nicht wußte, ob sie sie einem leichtsinnigen Vergessen von seiner Seite, oder der wachsamen Eifersucht ihres Mannes, und der eisernen Treue seines Hausgesindes zuschreiben sollte, bey welchem, wie sie sich im Laufe des Winters überzeugen konnte, keinerley Verlockung oder Bestechung anzubringen war. Indessen so trübe die Zeit war, so ging sie doch dahin wie jede andere, auch die schönste. Der Frühling erwachte und weckte die Natur aus ihrem Winterschlaf. Die Wälder verloren ihre dunkle Farbe, und

zeigten an den Spitzen der Zweige ein lebhaftes helles Grün; die Wiesen bekleideten sich mit tausend gewürzreichen Kräutern und Blumen. Alles lebte zu neuer Freude, zu frischer Hoffnung auf. Auch Melisendens in Schwermuth versunkner Geist fühlte die Einwirkung der allgemeinen Belebung, und fing aufs Neue an zu hoffen; denn bis jetzt mußte ja der Herzog, wenn ihm irgend daran lag, etwas von ihr zu wissen, erfahren haben, wohin sie die grausame Härte ihres Gemahls geschleppt, und welches Geschick sie um ihrer Treue gegen Friedrich willen erduldete.

Aber der Frühling fing an, sich in den Sommer zu verlieren, das Heu von den Wiesen war abgemäht, die Saatfelder gewannen eine hellere gelbliche Farbe, und Melisende saß noch immer eben so einsam, eben so abgeschnitten von jeder Kunde, als am ersten Tage, an dem sie vor fast zehn Monathen dieß Schloß betreten hatte. Allmählig verlor sich der leise Anflug von Hoffnung und Trost wieder, der ihren trüben Geist erheitert hatte. Die Natur um sie, ihre Lage, alles, was sie hörte und sah, kleidete sich in die Farbe der düstersten Trauer, die ihr Gemüth umhüllte, und so saß sie eines Abends am Bogenfenster ihres Gemachs, die Laute in den Ar-

men, aus der ihre Finger einzelne melancholische Töne lockten, schaute mit finstern Blicken über das Thal hin, das in der einbrechenden Dämmerung ihr düsterer als je vorkam, und nun reihten sich ihre Gedanken und Empfindungen zu harmonischen Zeilen, und sie sang:

Düster sinkt der Abend nieder,
Alles einsam, alles stumm!
Keines Vogels Abendlieder,
Keine Stimme ringsherum!
Keines Zephyrs mildes Kosen
In dem Forst, der schweigend ruht!
Nur der Kamp mit wildem Tosen
Wälzt die stygisch schwarze Fluth.

Hellas! Hellas! Land der Freude,
Land der Schönheit, Land der Lust!
Ach ich bin zu tieferm Leide
Deines Reizes mir bewußt.
Wo sind deine Lorberwälder,
Deine Blumen, dein Gesang,
Deine Nard' und Rosenfelder,
Deiner Sprache Zauberklang?

Alles ist für mich verloren.
Im Hyperboräer Land
Hält, vergebens oft beschworen,
Mich ein Fluch mit starrer Hand.

Ja ein Fluch hat mich getroffen
Wie er Tantals Haus verheert,
Hat geknickt mein stolzes Hoffen,
Jede Luſt in Schmerz verkehrt!

Hat von allem mich geriſſen,
Was mir lieb und theuer war.
Einen Halbgott muß ich miſſen,
Und mich peinigt ein Barbar.
Bin vergeſſen, bin verlaſſen,
Lebend ſchon ins Grab geſenkt,
Weh! Verzweiflung muß mich faſſen,
Wenn kein Gott mir Rettung ſchenkt.

Der Geſang endete mit einigen Tönen des Schmerzens, die Meliſende aus ihren Saiten riß. Dann warf ſie die Laute neben ſich hin, ſank mit dem Haupte in beyde, auf die Knie geſtützten Hände, und überließ ſich eine Weile ihrem heftigen Gram, der wirklich an Verzweiflung grenzte. Nachdem ſie einige Zeit ſo geſeſſen hatte, erhob ſie das ſtarre trockne Auge, und ſah vor ſich hin, und wieder zeigte ſich ihren Blicken die düſtre Thalſchlucht, die nun von Minute zu Minute dunkler ward. Ein tiefer Seufzer entlaſtete für einen Moment den ſchwergepreßten Buſen, ſie richtete ſich empor. Da unten am Eingange des Thales bewegte ſich etwas,

es kam näher, es war ein Reiter, hinter ihm noch zwey. Mein Gott! rief sie: Sollte es möglich seyn? Sollte mir Rettung werden? Sie sprang auf, und trat dicht ans Fenster hin. Die Reiter kamen näher, jetzt konnte sie sie deutlich unterscheiden, und sie richteten ihren Lauf gerade dem Schlosse zu. Es war ein stattlicher Ritter, von zwey Knechten begleitet, eine sehr kräftige Gestalt, ganz geharnischt, auf einem schönen Rappen. Eine entzückende Vermuthung durchschütterte Melisenden. Sollte sie sich der bezaubernden Hoffnung hingeben? Hatte der Himmel wirklich noch ein Gefühl des Mitleidens für ihr grenzenloses Elend? Sandte er einen Retter, und wer war dieser? Ihr Herz fing immer ungestümer an zu schlagen. Jetzt war der Geharnischte schon unten am Schloßberge, jetzt wandte er das hohe Streitroß, und verschwand hinter dem Fichtengebüsche, welches den Weg umkränzte. Nun hörte sie das Traben des starken Gaules über die Felsen, nun schimmerte zuweilen die blanke Rüstung des Fremden durch Buschwerk und Dämmerung, und nährte durch die Größe und kräftige Haltung der Gestalt in Melisenden eine selige Ahnung. O Gott! Gott! rief sie halblaut zu sich selbst, während sie ihre Sehkraft an-

ſtrengte, um den Nahenden genauer zu erkennen. Wenn es ein Bothe des Herzogs, wenn er ſelbſt — In dem Augenblicke erſchien der Geharniſchte auf dem kleinen freyen Raum vor dem Schloſſe an dem Graben, und der Wächter auf der Zinne des Thorthurms ließ ſein Horn erſchallen. Meliſende zitterte, ſie ſah noch einmahl genau hin, ſie erſtarrte. Ihre ſtolze Hoffnung fing an zu ſinken, ſie glaubte, ſo viel es die Dämmerung zuließ, die Künringſchen Farben an Schild und Feldbinde zu erkennen. Je länger ſie hinſah, um ſo deutlicher traten die Umriſſe von Herrn Heinrichs Geſtalt vor ihre Seele, und jetzt, als die Zugbrücke ſogleich ſank, der Ritter gegen das Thor ſprengte, einige Knappen ihm entgegen eilten, und Pottendorf ſelbſt eilig heraustrat, jetzt blieb ihr kein Zweifel mehr übrig, es war der Marſchall von Öſterreich, ihres Mannes innigſter Freund, aber auch des Herzogs Vertrauter und Günſtling! Es war dennoch möglich, daß er von ſeinem Herrn geſendet war, es war möglich, daß er Aufträge, zwar nicht unmittelbar an ſie, aber ſolche an ihren Gemahl hatte, die auf ihr Schickſal Einfluß nehmen, ſie aus der unwürdigen Haft befreyen konnten, in welcher wüthende Eiferſucht,

und kleinliche Selbstsucht sie hielten. O wenn das wäre! Wenn sie dem Herzog, dem sie die stolze Erhebung ihres Geistes, dem sie so viele entzückende Übereinstimmung der Seelen, so viele beglückende Gefühle dankte, nun auch noch die Freyheit, die Loskettung vom unerträglichen Sclavenjoche dankte! Stürmisch wogten Hoffnung und Zweifel in ihrer beunruhigten Brust auf und ab, und in der heftigsten Spannung lauschte sie auf jedes Geräusch, auf jeden Fußtritt in den Nebengemächern, und glaubte, nun und nun müsse der Erwartete bey ihr eintreten, oder ihr wenigstens Nachricht durch Herrn Ulrich gesandt werden, welche ihr einiges Licht über den Stand der Dinge geben könnte.

Melisende hatte richtig gesehen. Es war wirklich der Marschall von Österreich, Heinrich von Künring gewesen, der vor der Burg Krumau ganz unvermuthet erschien, und dessen Ankunft einen lange entbehrten Freudenstrahl in Ulrichs Seele warf. Er eilte ihm entgegen, lag in seinen Armen, und vergaß auf einige Momente alles, was sein Herz bedrückte. Auch Heinrich freute sich herzlich dieses Wiedersehens, und verbarg klüglich die Befremdung, die ihm das so sehr veränderte Aussehen seines Freundes verur-

ſachte, den er aufblühend und in wiederkehrender Geſundheit und Kraft in Wien aus ſeinem Hauſe ſcheiden geſehen hatte, und den er nun mit tiefen Zügen und düſtern Blicken, ein Bild geheimen, nagenden Kummers, wieder fand.

Im großen Tafelſaale der Burg angekommen, ſorgte Ulrich ſogleich für die Bequemlichkeit und Erhohlung ſeines Freundes, der in einem ſcharfen Ritt den ganzen Tag auf dem Pferde zugebracht hatte. Becher und Humpen wurden gebracht, Speiſen eilig vorgeſetzt, und nun in des Hausherrn Armſtuhl, den ihm dieſer zurecht rückte, bequem ausruhend, begann Künring, indem er ſeinem Freunde die Hand über den Tiſch reichte: „Du bleibſt doch immer der Alte, Ulrich! Immer gut, immer liebevoll, immer treu! Wie du mich hier hegſt und pflegſt! Du könnteſt deinen leiblichen Vater nicht ſorglicher behandeln.“

Biſt du mir denn nicht Vater und Bruder, und Kind und Alles, lieber Heinrich? Wen habe ich denn außer dir? O, du glaubſt nicht, wie wohl es mir thut, die Züge des Freundes wieder zu ſchauen! Mein Leben war ſehr einſam.

„Du haſt dich aber auch hier am Ende der Welt eingegraben. Auf dem verwünſchten Felſenneſte hätte ich dich bald gar nicht gefunden. Nach

meiner Berechnung des Weges hätte ich schon am Mittag bey dir eintreffen sollen. Aber ich verirrte mich in den Schluchten und Thälern, ich mußte mir einen Wegweiser nehmen, und so wurde es fast Nacht, bis ich hierher kam."

Die Gegend ist wenig bewohnt und rauh. Es wundert mich, daß du dich sobald zurecht fandest. Überhaupt, es wundert mich, so sehr es mich freut, dich hier zu sehen. Wie hast du meinen Aufenthalt erfahren?

„Glaub mir, erwiederte Künring lächelnd, es ist, wie das Sprichwort sagt, nichts so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen. Als du im Herbste plötzlich aus Pottendorf verschwunden warst, erregte dieß in Wien nicht wenig Neugier und Verwunderung. Niemand wußte, wo du hingekommen, Alles am Hofe und in der Stadt fragte sich bey mir an, und Alles hielt meine Versicherungen, daß ich es nicht wisse, für bloße kluge Verschwiegenheit. Ich ließ sie glauben, was sie wollten, ich dachte mir meinen Theil, und erwartete, daß die Zeit Alles, und so auch deinen verborgenen Zufluchtsort enthüllen werde. Nach und nach zeigten sich Spuren, ich erfuhr, wo du warst —"

Du erfuhrst es — und Mehrere — und der Herzog ebenfalls, rief Pottendorf hitzig.

„Ob und was dieser weiß — ist mir unbekannt — Indessen bin ich auf sein Geheiß hier.“

Auf des Herzogs Geheiß! Nimmermehr! So weit sollte ihn Übermuth und Lüsternheit treiben? —

„Vergiß nicht, was ich dem Herzog danke, fiel ihm Heinrich mit großem Ernste ins Wort, und enthalte dich mir zu Liebe, wenigstens in meinem Beyseyn der bittern Schmähungen, deren Grund oder Ungrund ich nicht beurtheilen kann.“

Pottendorf schwieg finster. So sprich! begann er nach einer Weile: Was führt dich hierher?

„Des Herzogs Geheiß, erwiederte Ritter Heinrich, wie ich dir schon sagte. Der Herzog bedarf deines Arms, deiner Treue, er wird hart bedrängt, die Ungarn rüsten.“

Die Ungarn? entgegnete Pottendorf hastig, und warum?

„Ein Vorwand ist zum ungerechten Kriege bald gefunden. Bela hat nicht vergessen, wem seine Krone von mißvergnügten Magnaten angetragen worden war.“

Und wer, fiel Pottendorf bitter ein, die Hand

willig ausstreckte, um das ungerechte Gut schleunig in Empfang zu nehmen.

„Es war aber auch eine Krone! Laß uns billig seyn! Wie viele Männer mag es geben, zumahl wenn sie ihre Kraft kennen und fühlen, die eine solche Gabe ausschlagen würden?“

Du kannst Recht haben — die Sache war darum doch nicht recht.

„Daß die Ungarn aber für jetzt auch nicht die geringste wahre Klage gegen Österreich haben, beweist der Vorwand ihres Krieges. Sie suchen die alte Beschwerde wegen der verstossenen Sophie Laskaris, die Belas Schwägerinn ist, hervor. In ihrem Nahmen wird die bittere Beschwerde geführt, und die Rüstungen sollen nicht allein sehr furchtbar seyn, das schlimmste und gefährlichste ist, daß der Herzog, wenn dieser Krieg ausbricht, Vieles von innerer Unzufriedenheit unter dem Österreichischen und Steyrischen Adel zu fürchten hat.“

Und warum sagst du mir das, Alter? Was gehen mich die Zwistigkeiten des Herzogs und seiner Lehensleute an? Hat er es darnach gemacht, sie gegen sich aufzubringen, so mag er jetzt die Folgen seines Benehmens ertragen.

„Ulrich! Es ist hier weder die Gelegenheit

noch habe ich Muße, die Anmaßungen der Unterthanen oder das Recht des Herzogs zu erörtern. Auch würde es mich zu schmerzlich an die trübste, düsterste Zeit meines Lebens mahnen, die mich so viel, und auch den geliebten Bruder kostete. Glaube mir aber — und ich denke, ich habe diese Überzeugung mit eigner Erfahrung theuer genug erkauft — das Recht steht, wie damahls in unserm Falle, meist auf des Herzogs Seite."

Gut, es sey so! Aber was will der Herzog von mir?

„Deinen Zuzug mit deinen Leuten, deinen tapfern Arm, deinen Rath in wichtigen Fällen."

Bruder! rief Pottendorf bitter: Über was soll ich mich mehr wundern, über des Herzogs Einfall, mich, gerade mich, nach dem, was vorgegangen, und was er eben so gut, ja besser als ich, wissen muß, zur Heeres-Folge aufzufordern, oder über deine Zahmheit, mir diese Aufforderung zu überbringen?

„Wundere dich über keines von Beyden, sondern denke, der Herzog kennt dich, und weiß, daß er dir vertrauen kann; und ich weiß, daß dich keinerley Rücksicht, kein Groll, wenn er auch noch so gegründet wäre, von deiner Pflicht abwendig machen wird."

Pottendorf antwortete nichts, er ging nur mit haſtigen Schritten den Saal auf und ab. Endlich blieb er vor Künring ſtehen: Weißt du, daß der Herzog mich aufs ſchmerzlichſte gekränkt, daß er meinem Weibe nachgeſtellt hat?

„Ich weiß, erwiederte Künring gelaſſen, daß die auffallende Schönheit deiner Frau ihn geblendet hat. Was hernach geſchehen ſeyn mag — nimm dem Waffenbruder die Freymüthigkeit nicht übel! — iſt wohl dem Herrn nicht allein zur Laſt zu legen.“

Pottendorf biß ſich in die Lippen, und ſetzte ſeinen raſchen unruhigen Gang fort. Ein Entſchluß ſchien in ſeiner Seele zu kämpfen, und in ſeinen ſchnell wechſelnden Zügen ſpiegelten ſich die eben ſo ſchnell wechſelnden Empfindungen ſeines Innern ab. Plötzlich hielt er inne, trat auf Künring zu, reichte ihm die Rechte, und ſagte finſter aber feſt: Sage dem Herzoge, ich komme mit meinen Mannen, und es ſoll ſeyn, als wäre nichts unter uns vorgefallen.

„So hab' ich dich erwartet,“ rief Künring freudig, und ſchlug in die dargebothene Rechte ein: „Ich bringe meinem Herrn deinen Handſchlag, und mit ihm eine ſtarke, treue Hülfe in großer Noth. O mein Bruder, mein Ulrich!“

fuhr er fort, indem er seines Freundes finstere Züge theilnehmend betrachtete: „Warum kann ich diese faltenreiche Stirn nicht glätten, dieß trüb blickende Auge nicht erheitern!“

Das kann nur Gott! erwiederte Pottendorf: Auch der Herzog kann es nicht, und ich muß tragen, was sich nicht ändern läßt, was — setzte er dumpf hinzu — meine eigene Wahl war, was — laß es mich zu meiner Beschämung gestehen! — was ich nicht missen könnte, ohne noch elender zu werden. Bey diesen Worten riß er rasch seine Hand aus der Künrings, die ihn gefaßt hielt, und verließ den Saal.

Künring sah ihm tief bewegt und theilnehmend nach. Dann schüttelte er mißbilligend den Kopf, und setzte sich wieder an den Tisch, des Freundes Rückkehr erwartend. Dieser kam auch bald, drückte dem Freunde die Hand, schenkte ihm ein, und sorgte als freundlicher Wirth für ihn, ohne des vorigen Gespräches zu gedenken. Nach einer Weile begann er selbst von dem bevorstehenden Kriegszug zu reden, er fragte genau nach allen Umständen, nach den Sammelplätzen der Mannschaft, nach des Herzogs Planen für den Feldzug und nach dem Anschein, welchen die Rüstungen des Feindes hätten. Ein ern-

stes Gespräch über diese Angelegenheit, die den beyden ritterlichen Freunden höchst wichtig war, hielt sie lange und eifrig beysammen. Melisendens, und aller trüben Verhältnisse wurde nicht mehr erwähnt, und Künring genoß die Freude, den theuern Waffenbruder, dem er sich so tief verpflichtet fühlte, durch die neue Richtung, die er seinen Gedanken und Kräften dargebothen hatte, wohl auch durch den Sieg, den Ulrichs Pflichtgefühl über jede andere Regung davon getragen, einen Schein von Heiterkeit gegeben zu haben, dessen seine Mienen längst entwohnt gewesen waren.

Spät, erst gegen Mitternacht trennten sich die Freunde, um jeder auf seinem Lager eine kurze Ruhe zu suchen; denn Heinrich wollte zeitig aufbrechen, um seinem Herrn sobald als möglich die willkommene Bothschaft zu bringen, und Ulrich geizte mit jedem Augenblick, der ihm die Freude geben konnte, sich mit dem geliebten Freunde zu finden. Auch dachte er daran, sogleich alle Anstalten zum Aufbruche für sich und die Mannschaft, die er dem Herzog zuführen sollte, zu treffen. Aichspalter, der treue Diener und Freund des Hauses, ward am frühsten Morgen in seines Herrn Gemach beschieden: Alles

mit ihm überlegt, und ihm seine Verhaltungsbefehle gegeben. Dann letzten sich die Freunde noch eine kurze Weile mit einander, und schwangen sich endlich auf ihre Rosse, denn Ulrich wollte dem Freunde noch das Geleit bis an die Grenze seines Besitzthumes geben, um, wie er lächelnd sagte, ihn vor nochmahligem Irrereiten zu bewahren.

Melisende hatte gestern Abends vergeblich in jedem Geräusch, in jedem Aufgehn einer Thüre, eine Bothschaft von dem erwartet, auf dessen Leidenschaft für sie, sie nach der ihrigen für ihn schloß, und der allein, wie sie meinte, sie aus ihrer unwürdigen Haft retten konnte. Es wurde Abend, es wurde Nacht, es wurde wieder Morgen, und keine Bothschaft erschien. Endlich meldete die Tochter des Castellans, der fremde Ritter und Herr von Pottendorf wären im Schloßhofe zu Pferde gestiegen, und es schien, als wolle der gnädige Herr seinen Gast begleiten.

Melisende fuhr empor, sie eilte ans Fenster. Wirklich öffnete sich das Thor, die Zugbrücke sank nieder, und sie sah ihren Gemahl an Künrings Seite, den sie nun im vollen Morgenlicht recht wohl erkannte, von einigen Knechten begleitet, den Schloßberg hinab reiten. Was war das?

Warum war Künring hier gewesen? Hatte er gar keine Bothschaft an sie? Hatte ihres Mannes Eifersucht schlau jede Ablieferung derselben zu verhindern gewußt? War er darum so beflissen, seinen Gast bis außerhalb der Burg zu geleiten? Oder hatte Friedrich ihrer wirklich nicht mehr gedacht? Dieser Gedanke, der trotz aller gehässigen Vorstellungen, die sie von ihrem Gemahl nährte, sich ihr dennoch oft und nur zu wahrscheinlich aufdrang, schmerzte sie am tiefsten, und heisse Thränen brachen hervor, die halb Wehmuth, halb Zorn fließen machten.

Zwey Tage blieb alles noch im Schlosse so stille, wie es immer gewesen, nur daß Aichspalter versendet worden war, wie Melisende von seiner Frau erfuhr. Nach zwey Tagen, deren Stille, wie die vor einem Gewitter, nur um desto bänger auf Melisenden lastete, erschien am Morgen Herr Ulrich selbst in ihrem Vorzimmer, in welchem des Aichspalters Frau mit Handarbeit beschäftigt saß, und trug dieser auf, seiner Gemahlinn zu melden, daß er sie zu sprechen wünsche. Seit der langen Zeit, welche sie auf Krumau zugebracht hatten, war dieß kaum drey Mahl, und jederzeit nur bey dringenden Gelegenheiten geschehen, welche unmittelbar eine Verständigung

zwischen dem Burgherrn und seiner Ehewirthinn nöthig gemacht hatten. Melisende war im ersten Augenblicke bestürzt, denn in ihrem Kopfe schwärmten noch die Vorstellungen, welche Künrings Besuch in demselben erzeugt hatte; im nächsten dachte sie an irgend einen häuslichen Vorfall, und beruhigte sich in diesem Gedanken so weit, daß sie mit ziemlicher Freundlichkeit die Thüre selbst öffnete, und den Gemahl willkommen hieß. Ulrich trat ein, in seinen Zügen war mehr Heiterkeit und Leben, als sie seit langem an ihm bemerkt hatte, sie wußte nicht, ob sie sich dessen freuen sollte oder nicht, und erwartete nicht ohne Besorgniß seine Eröffnung.

Ich komme, hub er an, während er in dem Armstuhl, den sie ihm zurecht gerückt hatte, ihr gegenüber an ihrem Rahmen Platz nehmend, einige Augenblicke nachzusinnen schien — ich komme dich mit einer Veränderung bekannt zu machen, welche uns Beyden bevorsteht —

So? rief sie, nicht ohne einige Bitterkeit dazwischen: Findest du es jetzt schicklich, dieß selbst zu thun? Es war nicht immer so.

Ich weiß es, antwortete er trocken: Daß ich es aber jetzt thue, sey dir ein Beweis, daß ich es jederzeit gern selbst gethan haben würde, wenn

es die Art der Eröffnung, und dein Betragen gestattet hätte.

Sie schwieg, verletzt durch diesen wohlverdienten Vorwurf, und Ulrich fuhr fort, indem er einen scharfen Blick auf sie richtete: Österreich wird von den Ungarn mit einem kriegerischen Einfall bedroht, der Herzog entbiethet seine Vasallen, und er hat seinen Marschall Künring geschickt, um auch mich zur Heeresfolge aufzufordern.

Melisendens Innerstes wallte unter diesen Worten unruhig auf. Ihr Herz pochte, ihr Athem stockte, doch beherrschte sie sich gewaltsam, und nach einer kleinen Pause, während welcher Pottendorf, sie beobachtend, auf eine Äußerung zu warten schien, sagte sie: Und wirst du sie leisten?

Das werde ich, denn es ist meine Pflicht. Ich verlasse also Krumau, und ich finde es weder schicklich noch billig, dich hier in dieser wenig angenehmen Gegend ganz allein mit deinen Untergebenen zurückzulassen.

Wirklich? erwiederte sie spöttisch: Ich würde dir für deine Sorge, mich aus dieser traurigen Einöde zu erlösen, dankbarer seyn, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß du hiermit nur deine Absichten durchsetztest.

Meliſende! rief Pottendorf, von ſeinem aufkochenden Zorne übereilt. Doch faßte er ſich ſchnell, und ſagte ruhig aber ſtreng: Wir haben nichts mehr über das Vergangene mit einander zu reden. Jetzt handelt es ſich nur um deine Zukunft.

Erſchreckt durch ſeinen Ernſt, deſſen Folgen ſie nur zu wohl kannte, fragte ſie mit viel ſanfterem Tone: Und was haſt du über mich beſchloſſen?

Ich habe eine Vatersſchweſter, die in St. Pölten lebt —

Die Äbtiſſinn der Clariſſerinnen? rief ſie entſetzt: Ich ſoll in ein Kloſter? O du treibſt deine Grauſamkeit weit!

Er ſah ſie feſt und finſter an: Du warſt nicht grauſam gegen mich, als du mein ganzes Lebensglück zerſtörteſt? Ich habe dir ſchon einmahl geſagt, daß ich jetzt nichts mehr als meine Ehre zu wahren habe. Aber das will ich, ſo wahr mir Gott helfe, das will ich mit allem Ernſte, deſſen meine Seele fähig iſt — ſetzte er mit erhöhter Stimme hinzu.

Sie zitterte vor dieſem Ton, den ſie nur zu wohl kannte, und antwortete nicht.

Fürchte indeſſen nicht, daß du dort Einkerkerung oder üble Behandlung zu erwarten haſt,

fuhr er milder fort: Die Muhme weiß nichts von dem Treiben der Welt, und in ihre stillen Mauern ist gewiß keine Kunde gedrungen, die der guten Meinung Abbruch thun könnte, welche sie von der Frau ihres Neffen hat. Du wirst dort als die geehrte Gemahlinn des Ritters von Pottendorf empfangen werden, welche in der Abwesenheit ihres Mannes eine anständige Zuflucht bey ihrer geistlichen Verwandten sucht. Betrage dich dieser Schilderung gemäß, unter welcher ich dich im Kloster habe anmelden lassen, und du wirst eine Behandlung finden, so liebe- und achtungsvoll, wie du sie unter diesen Umständen nur immer wünschen kannst.

Er schwieg, und Melisende auch. Eine Weile betrachtete er sie noch, wie sie mit gesenktem Haupt und Blicke in düstere Gedanken verloren vor ihm saß, und auf seine Rede gar nichts zu erwiedern hatte, dann erhob er sich, und schritt auf die Thüre zu, um das Zimmer zu verlassen. Jetzt sprang Melisende auf. Die Schonung und Milde, welche trotz aller Strenge aus jedem seiner Worte, aus allen seinen Veranstaltungen sprach, so wie die Betrachtung, die sich ihr immer heller aufdrang, daß keine, noch so tiefe Kränkung, den edlen Mann zu einer

Versäumniß seiner Pflicht hatte verleiten können, ergriffen ihr Herz. Sie eilte ihm nach, und mit viel mehr Freundlichkeit sagte sie: Ich danke dir Ulrich für deine gütige Vorsorge. Ich werde gern zu deiner Muhme gehen, und ich werde mir ihre gute Meinung zu erhalten wissen.

Er sah sie an. Diese reizenden Züge, durch ein anmuthiges Lächeln verschönert, das ihm galt, der freundliche Ausdruck der großen dunkeln Augen, riefen ihm jene Zeit zurück, wo sie ihm immer so erschienen, wo sein reichstes irdisches Glück aus solchen Blicken und Mienen emporgeblüht war. Seine Seele schauderte in der Vergleichung des Einst und Jetzt, er fühlte, daß seine Rührung ihn zu verrathen drohe, und daß es Zeit sey, sich loszureissen. Doch nicht auf unfreundliche Art sollte es geschehen. Er bezwang die vorbrechende Weichheit, aber er reichte ihr freundlich die Hand, und sagte: Nun wir wollen sehen, und glaube mir, du wirst am meisten dabey gewinnen! Leb wohl, Melisende! setzte er hinzu, und drückte fast unmerklich ihre Hand. Sie fühlte es, und erwiederte den Druck schnell und mit Feuer, dann sagte sie: Und wann brechen wir auf? — Befiehl mit mir!

„Ich muß eilen, Melisende, denn der Her-

zog bedarf meiner bald. Könntest du Morgen bereit seyn?“

Ich kann es. Du geleitest mich doch bis St. Pölten?

„Es lag nicht in meinem Plane, antwortete er nach einigem Zögern: Aber du hast nicht Unrecht, es wird so besser seyn. Aichspalter kann die Reisigen führen, ich bringe dich zur Äbtissinn, und hohle ihn leicht auf der Straße ein. Leb wohl! sagte er, drückte die schöne Hand noch einmahl stärker, und eilte fort.

Sie blieb stehen und schaute ihm nach, endlich sagte sie, indem ein schwerer Seufzer ihre Brust hob: O Friedrich! Friedrich! Ich opfere dir viel, und wer weiß, ob es mir vergolten wird, wie es sollte! setzte sie ahnend hinzu.

Eine frohe Geschäftigkeit, wie sie seit langem nicht in den Mauern von Burg Krumau war gesehen worden, bewegte nun das ganze Schloß. In den Ställen, in den untern Gemächern, wo die Reisigen lagen, wurden Waffen geputzt, Pferde gezäumt, Gepäcke geordnet, und in den Zimmern der Burgfrau wurde alles zum nahen willkommenen Aufbruch bereitet. Aber während der Beschäftigung mit dieser Abreise kehrte der Gedanke: wohin ihr zu ziehen bestimmt sey?

über den früher die Freude, von Krumau wegzukommen, und ihres Mannes Freundlichkeit ihr hinausgeholfen hatte, immer öfter und immer lastender in ihren Sinn zurück. Ein Kloster! Ein enger Gewahrsam! Auf allen Schritten auflauernde Nonnen, die jedes Wort belauschen, jede Bewegung bewachen und deuten würden! Sie erinnerte sich jetzt von dieser Vaters-Schwester, als von einer sehr neugierigen und zugleich eigenmächtigen Frau sprechen gehört zu haben. Allmählig verloren sich die freundlichern Aussichten in die nächste Zukunft, welche durch ein Paar Stunden Melisendens Gemüth erheitert hatten. Mit ihnen verlor sich ihre frohe Laune, mit ihnen die mildere Stimmung gegen Ulrich. Es dünkte sie nach und nach, als läge unter diesen Blumen eine Schlange verborgen, und nur zu bekannt mit Ränken, Listen und blutigen Nachstellungen, wie sie der Hof von Byzanz unter den nächsten Blutsfreunden so oft aufzuweisen hatte, vermuthete sie auch hier vielleicht etwas Ähnliches. So heiter, so gütig gegen sie, hatte sie ihren Gemahl nicht gesehen, seit sie Pottendorf verlassen. Sie sann immer mehr darüber nach, verglich und fing an zu fürchten. Freylich war hier weiter nichts zu thun, und für jetzt

an keine Rettung zu denken, so lange Ritter Ulrich selbst gegenwärtig war und sie begleitete; vielmehr mußte sie darauf sinnen, ihn bey guter Laune zu erhalten, und ihn durch ein ergebenes Betragen sicher zu machen. Aber sie nahm sich vor, alle ihre Aufmerksamkeit aufzubiethen, sich nichts entgehen zu lassen, und alles, was vorfiel, was sie sah und hörte, für ihre Plane zu benutzen.

So kam denn der nächste Morgen, und man brach von Krumau auf, die Frauen im Wagen, wie sie hierher gekommen, der Ritter an der Spitze des Zuges, nur daß er dießmahl nicht so finster und störrisch sich von dem Wagen fern hielt, sondern, besonders weil Aichspalter fehlte, der schon vor der Morgendämmerung mit den Reisigen vorausgezogen war, zuweilen an den Wagen heranritt, nach dem Befinden der Frauen schauend und für ihre Bequemlichkeit sorgend, bis er dann, in St. Pölten und vor der Klosterpforte angelangt, sich bey der Äbtissinn melden ließ, ihr seine Frau auf eine Weise vorstellte, und dem Schutze der Domina empfahl, welche Melisenden ziemlich beruhigte, dann freundlich von dieser Abschied nahm, und, von wenigen Knechten begleitet, die den Zug der Wagen gedeckt hat-

ten, der Straße zusprengte, auf welcher er Aichspalter und die Reisigen, die langsam voraus gezogen waren, bald einhohlte.

In der Burg zu Wien und auf den festen Schlössern, welche der Herzog besaß, war ebenfalls jetzt alles in größter Thätigkeit. Herzog Friedrich ließ mit eben so viel Kraft als Eifer, und mit eben so viel Umsicht als Kriegskenntniß an allen diesen Orten Vorkehrungen treffen, um den nahenden äußern Feind wohlgerüstet zu empfangen, und die unzufriedenen Vasallen, deren einige ihm wohl bekannt waren, theils von jedem sträflichen Beginnen zurückzuschrecken, theils sie so zu stellen, daß ihre Hinterlist ihm nicht schädlich werden konnte. Sein Muth, sein Geist, seine Thätigkeit beseelte alle diese Anstalten; er war überall, wo Aufsicht und zweckmäßige Leitung nothwendig schien, und als Künring von seiner Sendung nach Krumau, die ihn einige Tage fern gehalten hatte, zurückkam, war er über die Fortschritte erstaunt, welche die Rüstungen indessen gemacht hatten.

Die reichen Bürger von Wien hatte des Herzogs Klugheit für seine Absichten zu gewinnen ge-

wußt. Der alte Haß gegen die Ritter fand willkommene Nahrung in dem Gedanken, daß der Herzog ihrer bedürfe, um die wankende Treue Jener im Zaume zu halten. So öffneten sich ihm willig die wohlversehenen Rüstkammern und Speicher, und eine gutbewehrte und berittene Schaar von streitbaren Bürgern vergrößerte des Herzogs Heer, indessen Andre mit eben so viel Eifer nach seiner Anleitung die Wälle der Stadt, die Thürme und Zinnen der Befestigung ausbessern, und Alles in wehrhaften Stand setzen ließen. Als Künring in Wien ankam, fand er den Herzog auf einer der Basteyen des Stubenthors, wo er eben die Arbeiten mit Blicken und Worten leitete. Wie er den Marschall ansichtig wurde, der so eben vom Pferde steigen wollte, sprang er schnell über die Brustwehr herab, dem Ankommenden entgegen, und ehe Künring sich noch aus dem Sattel geschwungen hatte, stand er bey ihm und rief: Thut ers? Kommt Er? — und sein feuriger Blick schien die Antwort errathen zu wollen.

Er kommt, gnädigster Herr! antwortete der Marschall, und stieg vollends ab: Ich wußte es ja, und habe mich in meinem Freunde nicht geirrt.

Er kommt! wiederhohlte der Herzog, und

ein Gefühl von Beschämung stritt auf einen Augenblick mit seiner Freude. Ich sage dir's, Künring! Ich weiß nicht, soll ich mir es lieb oder leid seyn lassen, daß ers thut.

„Lieb, gnädigster Herr! sehr lieb. Er führt euch von seinen verschiedenen Besitzungen alle seine Knechte zu. Es sind bereits seine Bothen überall hingesandt, und bis in wenigen Tagen hofft er mit fünfhundert Helmen in Wien bey Euch einzureiten.“

Fünfhundert Helme! Eine wichtige Hilfe; und daß wir ihm trauen können, fügte der Herzog nach einer Pause nachdenkend hinzu, indem sein Auge forschend auf Künrings Zügen lag — daß hier keine Hinterlist verborgen liegt — dafür bürgst du mir?

„Gnädigster Herr! erwiederte Ritter Heinrich, betroffen durch diese Frage: Wahrlich, ich weiß hierauf nichts zu antworten. Ob ich euch treu sey, müßt ihr wissen, und so denn auch, ob euch meine Bürgschaft für den Waffenbruder genügt. Daß ich diese aber mit eben der Zuversicht gebe, als ob ich selbst Ulrich von Pottendorf wäre, das weiß Gott und meine Seele!“

Schon gut! Schon gut! Ich glaube dir, Künring, und habe dir seit dem Tage vor Aggstein

nie mehr mißtraut. Ich sage dirs aber aufrichtig, deines Freundes willfähriger Gehorsam beschämt uns einigermaßen.

Künring zuckte die Achseln und schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: Ulrich weiß sehr gut den Menschen vom Lehensherrn zu unterscheiden, und seine Pflicht von den Empfindungen seines Herzens zu trennen. Er wird nie vergessen, daß diese schweigen müssen, wenn jene befiehlt.

Friedrich sah finster zu Boden und antwortete nicht. Diese Griechinn ist sehr schön, begann er nach einer Weile — wahrlich das schönste Weib, das ich je gesehn — und zuvorkommend und klug zugleich. Heinrich! dir darf ich es sagen — ich habe Unrecht gethan an deinem Freund — aber sein Weib hat mehr Schuld als ich.

Künring schwieg abermahls. Er kannte den Zusammenhang der Dinge nur zu gut, und sein Herz trauerte um das Unglück seines Freundes, während er seines Herrn Schuld gern mit Jugendmuth und heissem Blut entschuldigte. Dieser aber schüttelte schnell die unbequeme Gewissensrüge ab, und zu den vorliegenden Anstalten übergehend, machte er den Künringer mit allen Vorkehrungen, die er zum Empfang der Feinde getroffen, wie auch mit allen Zurü-

stungen derselben, in so weit sie ihm kund geworden, und Grund zu großen Besorgnissen gaben, bekannt.

Mehrere Tage waren verflossen. Friedrichs Heer stärkte sich nach und nach durch immer mehrere Schaaren, welche seine Lehens-Männer aus Oesterreich und Steyermark ihm zuführten. Die Burgen rings auf den Höhen, die dem Herzog selbst, oder seinen Baronen gehörten, waren in wehrhaften Stand gesetzt, eben so die Mauern von Wien und Neustadt und jenen Steyerischen Städten, welche die Woge des Krieges wahrscheinlich berühren konnte. Als jetzt auch Ulrich von Pottendorf mit seiner ansehnlichen Schaar zu Wien eingeritten war, der Herzog auf dem freyen Platz vor seiner Burg, wo jetzt die neuangelegten Gärten sich verbreiten, sein Heer gemustert, und es im besten Stande gefunden hatte, ließ er seine Feldhauptleute, die Führer der zahlreichen Haufen zum Kriegsrathe berufen, und hier erst eröffnete er ihnen seine eigentliche Absicht. Seine Kundschafter hatten ihm nähmlich die Nachricht gebracht, daß König Bela noch immer unweit von Raab die Ankunft seines Bru-

ders Kolomans erwarte, der ihm die Schaaren aus Slavonien zuführen sollte. Es war also des Herzogs Absicht und Willen, den Ungarn zuvorzukommen, ehe sie sich vereinigen konnten, und so den Krieg in ihr Land zu spielen, um des doppelten Vortheils willen, die eigenen Länder zu schonen und dem Feinde größern Schaden zu thun. Überdieß — so schloß Friedrich die kurze feurige Rede, stehe dem angreifenden Theile immer Überraschung und Kühnheit zur Seite, und wer sich angreifen lassen muß, hat schon halb verloren.

Die Ritter waren beynahe eben so überrascht durch diese Eröffnung, als es die Ungarn bald durch den Überfall werden sollten. Mancherley Bedenken erhoben sich dagegen, am meisten von Seite derjenigen, welche gern die Feinde im eignen Lande erwartet hätten, weil ihre verrätherischen Plane darauf berechnet waren, und von den Anführern der bewaffneten Bürger Wiens, welche sich sehr ungern so weit von ihren Mauern in eine unzuberechnende Unternehmung verwickelt sahen. Doch des Herzogs kräftiges Wollen entschied jeden Streit, und trieb jede Einwendung zurück, und da auch Pottendorf und Künring der Meinung ihres Herrn beytra-

ten, so fügten sich endlich die Übrigen, und der Aufbruch nach Ungarn wurde für den nächstfolgenden Tag beschlossen.

Wohl hatte Friedrich bey diesem Vorschlage noch eine verborgene Absicht, eine Absicht, die er selbst nicht seinen Vertrautesten, dem Marschall von Künring oder dem Preußl, geoffenbaret hatte. Es waren die geheimen Hoffnungen, welche frühere Verhandlungen und Vorfälle in ihm erregt hatten. Noch hatte er die Anträge nicht vergessen, welche ihm vor einiger Zeit von unzufriedenen ungarischen Großen gemacht worden waren, und wenn gleich jene aufgefangenen Briefe damahls die Sache niederschlugen, so hatte sie doch Friedrich nichts weniger als aufgegeben; er hatte fortwährend, in größter Stille Einverständnisse in Ungarn unterhalten, und auf diese war sein Plan mit berechnet. Er schmeichelte sich nicht ohne Grund, in diesem Lande Anhänger zu finden, die sein Heer vergrößern sollten, daß es wie ein Strom, durch befreundete Quellen geschwellt, mit furchtbarer Gewalt über Bela herfallen, ihm vielleicht die Krone entreissen, oder doch ihn dafür strafen sollte, daß er so schnell der Wohlthaten vergessen, die ihm Friedrichs Vater in seiner höchsten Noth erwiesen hat-

te, als er vor des eignen Vaters Andreas Zorn mit seiner schönen Gemahlinn Maria sich nach Österreich hatte flüchten müssen.

Die Sonne des nächsten Morgens bestrahlte also, dem Befehle des Herzogs gemäß, die schimmernden Waffen der reisigen Haufen, welche unter wehenden Bannern, beym Schall kriegerischer Musik aus dem dunkeln Bogen des Stubenthors hervorströmten, der aufsteigenden Königinn des Tages entgegen. Bald war die ungarische Grenze erreicht, überschritten, und unaufgehalten verbreiteten sich die kriegerischen Haufen über die weiten fruchtbaren Ebenen des Nachbarlandes.

Aber worauf Friedrich mit so viel geheimer Sicherheit gehofft hatte, schien sich nicht bewähren zu wollen. Zwar erschienen keine feindlichen Schaaren, um ihn am weitern Vorrücken zu hindern, denn das Ungarische Heer stand noch ziemlich fern tiefer im Lande; aber es kamen auch keine ungarischen Banner um sich an die der Österreicher und Steyermärker anzuschließen, ja nicht einmahl Bothen von jenen geheimen Anhängern des Herzogs, welche ihm früher die Krone ihres Reiches angetragen, und ihn ein-

geladen hatten, sie mit gewaffneter Hand zu hohlen.

Schon lagen mehrere Meilen zwischen Friedrichs Heer und der Grenze seines Stammlandes, als endlich seine ausgesandten Kundschafter mit der niederschlagenden Nachricht wiederkehrten, daß König Bela im Augenblick, wo der Krieg gegen seinen Nebenbuhler erklärt war, auch daran gedacht habe, durch schnelle und wirksame Maßregeln jene Magnaten, die ihm durch die aufgefangenen Briefe wohl bekannt waren, zu beseitigen, um jedes mögliche Einverständniß zwischen ihnen und dem Feinde aufzuheben. Unvorbereitet, und daher um so schreckender war der Schlag gefallen. Einige waren eingekerkert, Viele hingerichtet, die Übrigen so verschüchtert worden, daß sie es nicht wagten, ihre Gesinnungen offen zu zeigen.

Friedrich ergrimmte, wie er dieß vernahm. Der beste, der glänzendste Theil seines Planes war zerstört. Das sollte Bela entgelten, und um ihm und jenen unter seinen eigenen Leuten, denen er zu mißtrauen Ursache zu haben glaubte, zu zeigen, wie er zu strafen wisse, ließ er der Kriegesfurie ihren zügellosen Lauf, und seine Schaaren ungehindert das Land verheeren, das

er bisher klug geschont. Nun flammten Dörfer auf, Städte und Castelle wurden geplündert, Saaten verbrannt oder zerstampft, und so zog Friedrich, einem Würgengel gleich, durch das unglückliche Land, das zu beherrschen ihm versagt worden war.

Aber noch eine getäuschte Hoffnung wartete seiner und steigerte den Grimm, der sein Gemüth erfüllte, zur Wuth. Er bekam zuverlässige Kunde, daß, während er seinem Heere Zeit gegönnt, das Land seines Feindes zu verderben, dieser indeß oberhalb Raab die Vereinigung mit den Schaaren bewerkstelligt habe, welche sein Bruder ihm zugeführt, und daß nun ihr vereintes Heer wie eine dunkle Gewitterwolke sich den Österreichischen Marken zuwälze. Zugleich entwarfen die Bothen, welche diese Kunde brachten, und einige Überläufer, die sich zu den Deutschen flüchteten, eine so furchtbare Schilderung von der ungeheuren Anzahl der Feinde, von ihrem kriegerisch wilden Aussehen, von der Menge und Schnelligkeit ihrer Reiterey, von der Unentfliehbarkeit ihrer Bewegungen, daß sie Schrecken und Zagen unter Friedrichs Schaaren verbreiteten. Viele reuete es nun, dem Aufgebothe des Herzogs gefolgt zu seyn, der sie hier

offenbar auf die Schlachtbank liefere; andre erinnerten sich von Neuem der Eingriffe und Kränkungen, die sie von dem Herzog in ihren Rechten erlitten zu haben meinten; wieder andere zitterten für den reichen Raub, den sie in Ungarn zusammengeplündert hatten, und so erhob sich Unzufriedenheit und Murren unter den Anführern der Schaaren. Die Meisten wünschten umzukehren, und bargen diese Gesinnungen so wenig, daß der Herzog ihrer inne werden mußte. Mit höchstem Unwillen vernahm er diese Stimmung — um keinen Preis hätte er sich entschließen können, da er so weit gegangen war, umzukehren, ehe er den Feind gesehn, den sein kühnes Vordringen gleichsam herausgefordert hatte, und er war entschlossen, eher das Äußerste zu wagen. So ließ er schnell Befehle geben; die auf Plünderung weit Zerstreuten mußten sich unter ihre Banner sammeln, und er und Künring ordneten das Heer. Wie zahlreich immer die Feinde seyn mochten, Friedrichs Heer-Haufen war immer beträchtlich zu nennen, und dem Feind, wo nicht an Anzahl, doch an geordneter Führung und Kriegszucht überlegen. Mit froher Sieges-Zuversicht ritt er daher, schön und furchtbar in der blanken Rüstung, an dem zur Schlacht

bestimmten Morgen hinab und herauf an den Reihen, aus deren schimmernden Waffen die Sonne Blitze und Funken zog, und sprach zu ihnen von den frühern Siegen, welche die Deutschen noch jederzeit, wenn sie ihres alten Ruhms eingedenk geblieben, über die ungeordneten Horden der Barbaren erfochten hatten. Er erinnerte sie an die Schlacht auf dem Lechfelde, und wie kräftig seitdem die Babenbergischen Fürsten die östliche Mark gegen diese Feinde zu bewahren, und das deutsche Reich vor ihren Einfällen zu schützen verstanden hätten. Es gelang dem feurigen, jugendlichen Fürsten auch, einen Theil seines Heldenmuthes in die zagenden Herzen zu strömen, und der Entschluß zu tapferer Vertheidigung flammte in ihnen auf, bis jetzt eine unabsehlich breite, von unten aufwirbelnde Staubwolke die Annäherung der Feinde verkündete. Immer näher, immer dichter, wälzte die dunkle Fluth sich heran, jetzt verjagte ein Windstoß die Staubwolke, und das ganze Heer der Ungarn, dessen zahllose Reiterschwärme die Ebene bedeckten, so weit das Auge trug, wurde plötzlich sichtbar. Bey diesem Anblick sank der künstlich erregte Muth der erschrockenen Schaaren, und als jetzt die Ungarn mit wildem Geschrey

von allen Seiten heranſprengten, das viel kleinere deutſche Heer ſich ringsum ſchon überflügelt glaubte, da riſſen ſie unaufhaltſam aus, und wandten ſich zu ſchneller Flucht. Vergebens hielten der Herzog, Künring, Pottendorf und einige andere Getreue ihre Schaaren in Gehorſam und feſter Ordnung, vergebens bemühten ſie ſich die Verjagten zum Stehn, und zum Kampfe zu bringen; ohne ſich umzuſehn, flohen ſie den heimiſchen Marken zu, und dem Herzog mit ſeinen Getreuen blieb nichts übrig, als mit wenigen feſtgeſchloſſenen Haufen den Rückzug zu decken, und den ungeſtüm nachſetzenden Feind ſo lange als möglich aufzuhalten [1]).

Scham und Zorn im Herzen, mußte Friedrich ſich in die ſchmähliche Flucht verwickeln laſſen, und vergebens hoffte er, dießſeits des Leythafluſſes ſeine Truppen Stand halten zu machen. Die meiſten Banner zerſtreuten ſich und ſuchten die ſichre Heimath in zügelloſer Flucht, und das von Wien war eines der erſten derſelben. Jetzt ſammelte der Herzog die wenigen Lehensmänner, die treu und muthig bey ihm ausgeharrt hatten, hielt Rath mit ihnen, und es ward als das Beſte erkannt, da Wien ſo leicht nicht zu erreichen war, ſich mit dem Reſte des Heers in

das Gebirg zu ziehn, dessen Schluchten und feste Burgen ihnen eine sichere Zuflucht anzubiethen schienen. Schon war die Ebene zwischen der Neustadt und Baden in eiligem Marsche zurückgelegt, schon blickten von den Felsenkuppen die Schlösser Rauheneck und Rauhenstein aus der waldigen Schlucht hervor. Dort war ein enges Thal, dort war der Gebirgspaß, dort waren feste Burgen seiner Lehensmänner, und dort konnte auch ein kleiner Haufe sich mit Erfolg gegen ein zahlreiches, ohnedieß meist berittenes Heer zu vertheidigen hoffen, da die Feinde ihre Reiterey in den engen Thälern nicht brauchen konnten. Beynahe war das Thal erreicht, da brach auf einmahl eine bewaffnete Schaar, in deren Mitte zum Schrecken der Herzoglichen ein ungarisches Banner wehte, aus der Schlucht hervor. Im Rücken von den nachsetzenden Ungarn bedroht, die nur zu bald folgen konnten, im Angesicht von einem Feinde, der sich hier so unvermuthet zeigte, angegriffen, galt es jetzt für Friedrich und sein kleines Häuflein, sich des Lebens oder der Freyheit zu erwehren. Dieser Gedanke aber, so wie der Zorn über den Verrath — denn nur durch Verrath konnte dieser Überfall möglich werden — erhöhte den Muth des Herzogs

sowohl als seiner wenigen Getreuen. Fest und ruhig schlossen sie sich dicht an ihren Fürsten, den zu vertheidigen ihr Stolz und ihr Glück war, und fruchtlos prallte an diesem unerschütterlichen Walle, den Treue und Ehre um Friedrich zog, der wüthende Angriff der Feinde ab. Besonders ragte ein Ritter aus dem feindlichen Haufen hervor, den seine Waffen wie sein Ansehn als einen Ungar kund gaben, und der es sich vorgesetzt zu haben schien, den Herzog selbst zu fangen oder zu fällen. Mit Nichtachtung aller Gefahr war er unausgesetzt dorthin gedrungen, wo Friedrich kämpfte, und um welchen bereits einige seiner Nächsten gefallen, Künring und Preußl verwundet waren. Jetzt hatte der Ungar den Fürsten erreicht, und jetzt erkannte dieser seinen Feind — es war Frangepani, der Verführer und Ehrenräuber seiner Schwester, wie er ihn nannte — und wüthend stürzte er sich auf ihn.

Ein furchtbarer Kampf erhob sich nun zwischen Beyden. Frangepanis kalte Rachsucht hatte bereits einige Vortheile über den ungestümen Zorn des Herzogs erhalten, der aus ein Paar leichten Wunden blutete; da warf sich Pottendorf dem Ungar entgegen, fing die Hiebe, die seines

Fürsten Leben suchten, auf, und gab diesem dadurch Zeit, wieder neue Kräfte zu sammeln. Aber in diesem Augenblicke kam auch unverhoffte und höchst willkommene Hülfe. Heinrich von Lichtenstein hatte es gelungen, durch seine Entschlossenheit und durch die Vorstellung von der Gefahr des Herzogs einige der fliehenden Haufen zum Stehen zu bewegen. Rasch führte er sie nun gegen den Hinterhalt, der Friedrich so hart bedrängte, griff ihn muthvoll an, brachte ihn endlich zum Weichen, und zwang ihn, sich in unordentlicher Flucht in die Bergschlucht zurück zu ziehn, wohin niemand für gut fand ihn zu verfolgen. Vielmehr beeilte sich die Schaar, welche den Herzog jetzt umgab, zwar in großer Ordnung, aber so schnell als möglich, die Hauptstadt zu erreichen, um in ihren Mauern Schutz zu finden; denn erschrockene Flüchtlinge meldeten schon die Annäherung des Ungarischen Heeres, welches bereits die Leytha hinter sich hatte.

Wien war erreicht; aber in welcher ganz andern Stimmung und Lage wurde diese Stadt wieder betreten, welche der Herzog vor nicht langer Zeit an der Spitze eines glänzenden Heeres voll freudiger Siegeshoffnung und mit stolzen Entwürfen verlassen hatte! Vom Feinde

geschlagen, von seinen eigenen Unterthanen theils verlassen, theils verrathen, und für die Erhaltung seines Lebens eigentlich dem Manne verpflichtet, dem er dieß nicht ohne innere Beschämung seyn konnte; da er sich einer geheimen Schuld gegen ihn bewußt war, war seine Seele ein Raub der feindseligsten Empfindungen. Glühende Rachegedanken, wie er seine Schmach und das Unglück des verheerten Landes an denjenigen rächen wollte, die er als die nächste Ursache davon betrachtete, stiegen in seinem Herzen auf, aber sie mußten dem Drange des Augenblicks weichen; denn der König von Ungarn folgte auf dem Fuße, und für jetzt war an nichts zu denken, als die Stadt gegen ihn zu halten, und indeß ein bedeutenderes Heer aus Steyermark und Österreich zusammenzuziehen, um ihn wieder über seine Grenzen zurück zu weisen. Friedrich verbarg also den Unmuth, welcher seine Brust schwellte, so gut er es vermochte, und gab schleunigen Befehl an die Bürgerschaft, sich zur Vertheidigung ihrer Stadt zu rüsten, während er den Künring, Lichtenstein und Pottendorf mit ihren Mannen in der Stadt zu behalten beschloß, um die Stärke sowohl als den Muth der Besatzung zu erhöhen. Aber wie groß war

des Herzogs Zorn und sein Erstaunen, als sich die Bürger von Wien dessen weigerten, und, sey es nun aus Eifersucht gegen die Ritter, oder aus Angst vor den anrückenden Ungarn, durch eine Deputation ihres Magistrats, den Bürgermeister an der Spitze, dem Herzog erklären ließen, daß sie in seine Absichten, die Stadt zu vertheidigen, keineswegs eingehen könnten, sondern ihm mit vielen Gründen beweisen wollten, daß für den gegenwärtigen bedenklichen Augenblick nichts anders zu thun sey, als um jeden Preis mit dem Ungar-König Frieden zu schließen. So wüthend der Herzog über diesen Ungehorsam war, so blieb ihm nach eigener Überzeugung und nach dem einmüthigen Rathe seiner Feldhauptleute nichts anders übrig, als einen schnellen Frieden von Bela, wenn auch mit großen Aufopferungen zu erkaufen. Künring und Lichtenstein wurden daher nach Stadlau an den König von Ungarn zur Unterhandlung gesandt. Es war Belas Vorsatz nicht gewesen, Eroberungen zu machen; seine Rache an Friedrich sollte nur befriedigt, und dieser dafür gestraft werden, daß er seine Hand nach der Krone von Ungarn ausgestreckt. Doch wußte er jetzt, wo ihm Friedrichs bedrängte Lage aus

manchen Zeichen deutlich kund wurde, die Gelegenheit wohl zu nützen, und seine Forderungen bey der Unterhandlung so hoch zu spannen, daß der Herzog den Abschluß des Friedens und Belas Rückzug nach Ungarn nur mit fast gänzlicher Erschöpfung seines Schatzes erkaufen konnte.

Alles dieses war das Werk von wenigen Tagen. Bela brach auf, das Land umher bis an die Leytha wurde von den Feinden geräumt, aber es lag verwüstet, die Saaten verheert, die Dörfer verbrannt, und somit war das gerächt, was Friedrichs erste zornige Aufwallung über Ungarn verhängt hatte. Ihn quälte Zorn, Beschämung, Haß und Begierde nach Rache. In dieser feindseligen Stimmung schärfte sich jedes unangenehme Gefühl, ward jede bittere Empfindung noch einmahl so herbe, und zu den herbsten gehörte das Bewußtseyn dessen, wie er gegen Pottendorf stand, und das Gefühl der Schuld, die er gegen ihn hatte. Je rechtlicher, je treuer, je aufopfernder sich der Ritter gegen seinen Lehensherrn benommen, je wichtiger die Dienste waren, die er ihm geleistet, je tiefer Friedrichs Herz diese Verpflichtungen fühlte, und je weniger er dem Ritter seine Hochachtung versagen konnte, je drückender ward ihm seine Nähe. Er gab ihm

daher, als dieser nach Entfernung jeder Gefahr vor seinem Lehensherrn erschien, um sich Urlaub, und die Vergünstigung, nach Hause zu ziehen, zu erbitten, weil des Ritters Besitzungen von den Verheerungen der Ungarn sehr viel gelitten, diese Vergünstigung sehr gern. Er sah mit innerer Beruhigung den Mann sich aus seiner Nähe entfernen, den er nie ohne einen geheimen Vorwurf seines Gewissens erblicken konnte, aber es drängte ihn sein besseres Gefühl, diesen Abschied mit allen Zeichen wahrer und tiefgefühlter Achtung zu begleiten. Er überhäufte ihn im Beyseyn seiner übrigen Lehensmänner und Feldhauptleute mit Beweisen seiner Huld, und sprach vor ihnen allen den Dank und die Verpflichtung warm aus, die er dem Ritter für seine Treue zu haben glaubte. Aber dessen ungeachtet fühlte er seine Brust erleichtert, als Pottendorf den Saal verlassen, und er ihn bald darauf im Burghofe zu Pferde steigen, und aus dem Schlosse sprengen hörte.

In düstern Gedanken ritt dieser aus Wien hinaus, und der Gegend zu, die so viele schmerzliche Erinnerungen an ein zerstörtes Glück in sich faßte, und die nun bald durch den Anblick der

feindlichen Verwüstungen ihn vom Neuen verwunden mußte. Seltsam hatte ihn auch des Herzogs Betragen beym Abschied angeregt, es hatte seinen Stolz befriedigt, es hatte seine Anhänglichkeit und Treue mit festern Banden an seinen Fürsten gebunden, aber es hatte den Stachel des Widerwillens und geheimen Verdachtes gegen den schönen und nur zu gefährlichen Jüngling nicht abstumpfen können, in welchem Pottendorf, trotz allem, was der Herzog so eben für ihn gethan, doch nur seinen Nebenbuhler und den Gegenstand sehen konnte, der ihm die Liebe seines Weibes entzogen.

Je näher er indeß an Pottendorf kam, je mehr drängte der Anblick zerstampfter Saaten, verbrannter Hütten, zerstörter Weinberge, und der Gedanke an das Elend seiner Unterthanen jene Gefühle in den Grund seines Herzens zurück. Unfern des Schlosses kamen ihm jammernd viele seiner Eignen, und mit lauten Klagen die Bewohner der Burg entgegen. Zwar hatten dessen feste Bauart und der Muth der Besatzung, unter des greisen aber entschlossenen Burgwarts Befehl, den Feind, der schnell dahin zog und auf keine lange Belagerung sich einlassen konnte, glücklich davon abgehalten; dennoch war Scha-

den genug an des Ritters Grundstücken, Wäldern, Gärten, Teichen geschehn, und seine ohnedieß bekümmerte Seele ward durch das, was er hier fand, noch düsterer gestimmt.

Wunderbar kam es ihm auch vor, das Schloß jetzt so allein und in so veränderten Verhältnissen zu betreten, wo er zuerst mit Melisenden die Flitterwochen seines kurzen Eheglücks durchlebt, und damahls von ihr so manchen Beweis, einer, wie er glaubte, treuen und innigen Zuneigung erhalten hatte. Überall kehrte ihm hier ihr Bild mit verführerischen Farben zurück, und indem er der letzten Tage während des Zuges nach St. Pölten gedachte, wo in ihrem Benehmen gegen ihn, wieder Spuren alter Liebe und Achtung durchblitzten, kam es ihm manchmahl vor, als wäre es doch möglich, Melisenden nicht so strafbar zu finden, oder wenigstens an ihre Rückkehr zu ihrer Pflicht zu glauben. Doch unterdrückte er mit festem Sinn jede solche zu weichliche Hoffnung, und beschäftigte sich jetzt nur eifrig damit, das Unheil, welches die Feinde angerichtet, so viel wie möglich zu verbessern. Er gab Befehl, jenen Armen das geraubte Vieh zu ersetzen, der Andern verbrannte Hütten wieder aufzubauen, er ließ dazu Holz in seinen Wäl-

dern fällen, Saatkorn und Geräthe aus seinen Speichern und Vorrathshäusern verabreichen, und mitten in diesen Anstalten und Beschäftigungen sandte er Aichspaltern nach St. Pölten ab, um Melisenden geziemende Kunde von dem, freylich mißlichen Ausgange des Feldzugs, aber von des Ritters Wohlbefinden zu bringen, und dann von dort nach Krumau zu reiten, wohin er des Ritters Befehle bringen sollte.

Es ist nunmehr wohl Zeit, sich nach derjenigen, welche so großen Theil an allen diesen Sorgen und Kümmernissen hatte, nach Melisenden umzusehen. Zwar hatte Ritter Ulrich, theils aus Schonung für sie, theils um seiner eigenen Ehre wegen, gegen seine Base, die alte Äbtissinn des Clarenklosters, nichts über das Betragen seiner Frau geäußert, oder auch nur durch sein Benehmen gegen sie im Beyseyn der Nonnen Anlaß gegeben, an eine Verstimmung unter den Eheleuten zu glauben. Hierdurch hatte er gehofft, wie er es ihr auch versprochen, ihr eine gute Aufnahme und anständige Behandlung zu sichern. Der Anschein war auch ganz dieser Er-

wartung entsprechend, und Ulrich verließ das Kloster und das Städtchen ganz zufrieden mit dem, wie er Melisendens Loos bereitet. Aber er irrte sehr. Das Gerücht und die Neugier wissen sich überall, und so auch in die Klöster Bahn zu machen. So hatte die Äbtissinn, welche für den Sohn ihres Bruders, den einzigen männlichen Sprossen ihres Hauses, eine wahrhaft mütterliche Liebe hegte, und die sich daher stets, so viel es ihr möglich war, in Kenntniß seines Schicksals erhielt, schon längst von den Vorfällen des Turniers zu Penzing, von ihres Neffen Verwundung, aber auch von der geheimen wahren Ursache derselben gehört. Dieß war noch mit jenen ungünstigen Zusätzen geschehen, welche Unverstand oder böser Wille gern über solche Erzählungen verbreitet, und die zumahl in der Entfernung eine Kunde oft bis zum Unkenntlichen entstellen. Die Heirath ihres Neffen mit der stolzen Griechinn, wie sie sie nannte, welche sich um die nächste Verwandte ihres Mannes noch nie bekümmert hatte, war nie nach ihrem Sinne gewesen. Was sie von den geheimen Verständnissen derselben mit dem Herzog Wahres und Falsches erfahren hatte, hatte ihr Gemüth derselben noch mehr abgeneigt

gemacht. Als der Neffe sie daher hatte ersuchen lassen, seine Frau, während er in den Krieg zog, bey sich im Kloster aufzunehmen, hatte sie dieß in ihren frühern Ansichten bestärkt, indem es sie sehr wahrscheinlich dünkte, daß er seine Frau nur hinter heiligen Mauern, und unter den Augen ihrer Verwandten, sicher vor fremden Nachstellungen und eigenen Gelüsten glaube — und daß die kluge Frau darin nicht sehr geirrt, wissen wir. Überdieß kannte sie von seiner Kindheit her ihres Neffen Sinnesart, die nicht sehr zur Mittheilung und zum Aussprechen seiner Meinung geneigt, und sehr edel aber in sich gekehrt und zurückhaltend war. Es befremdete sie daher nicht, ihn ein Betragen gegen seine Frau beobachten zu sehen, das weder ihr noch ihren Mitschwestern auch nur den leisesten Anlaß zu Vermuthungen gab, und noch weniger irrte es sie, daß er sich gegen die Base nicht erklärte. Sie glaubte den geliebten Brudersſohn vollkommen errathen zu haben, und seiner geheimen Absicht entgegen zu kommen, wenn sie ein wachsames Auge auf die kühne, junge Frau hatte, und, ohne daß diese es merken sollte, unter dem Anschein der achtungsvollsten Aufmerksamkeit sie unabläſſig mit Personen zu

umgeben wußte, welche jeden ihrer Schritte beobachteten, und denen sie keine ihrer Handlungen den ganzen Tag über zu entziehen vermochte.

So dachte die Äbtissinn, und handelte nach ihrer Meinung eben so klug als recht; aber Meliſende war doch noch feiner, als die gute Tante. Sie fühlte bald den Zwang, der unter dem Scheine der liebevollſten Aufmerkſamkeit unerträglich auf ihr laſtete, und ſie, die ihrer Denkart und frühern Gewohnheit nach ſchon auf dem ganzen Wege von Krumau nach St. Pölten der ungewohnten gütigen Stimmung ihres Mannes mißtraut, und an geheime Plane gedacht hatte, ſah nun in der Behandlung, welche ſie im Kloſter erfuhr, nichts als die Wirkung der Veranſtaltungen ihres Mannes, der gehäſſigen Vorſtellungen, welche er der Äbtissinn von ihr beygebracht, und ſeiner grauſamen Eiferſucht, die ihr Schlachtopfer unverſöhnlich verfolgte. Sich dieſem Zwange, auf welche Art es ſey, zu entziehen, und die nächſte günſtige Gelegenheit zur Flucht zu ergreifen, dieſer Vorſatz, den ſie ſchon in Krumau manchmahl gehegt, und der theils an Aichſpalters unbeſtechlicher Strenge geſcheitert, theils manches Mahl einer beſſern Regung von

Achtung gegen ihren Mann gewichen war, stellte sich ihr nun öfters und bestimmter dar.

Mit großer Aufmerksamkeit beobachtete und bemerkte sie alles, was im Kloster vorging, um es gelegentlich zu ihren Zwecken zu benützen, während sie im Äußern mit großer Ruhe und Pünctlichkeit sich allen Gewohnheiten und Regeln des Hauses unterzuordnen schien, um dadurch den Argwohn ihrer strengen Hütherinn einzuschläfern.

Wie zu ihrer Zerstreuung und zur Befriedigung erlaubter Neugierde, ließ sie sich nach und nach, bald von irgend einer Chorfrau, am liebsten von einer dienenden Schwester, den ganzen Bau, die Anlagen, den Garten und Meyerhof des Klosters zeigen, und dieser letzte zog bald ihre ganze Aufmerksamkeit an sich. Es war ein viereckigter Hof, auf zwey Seiten von niedrigen Gebäuden umschlossen, in welchem sich die Stallungen, die Behältnisse des Federviehes, die Küchen- und Gesindewohnungen befanden. Die dritte Seite bildete der reichgefüllte Kornspeicher des Klosters (Schüttkasten), mit der vierten stieß er an die Stadtmauer, und ein großes Thor mit einem Einlaßpförtchen neben demselben, in einer Art von Thurm angebracht, bil-

dete den Zusammenhang der heiligen Zufluchtsstätte mit der äußern Welt. Hier herein wurden die reichen Fechsungen aller Art von den Äckern des Klosters sowohl, als von reichlichen Zehenten, gebracht; hier wandelte das schwere Hornvieh täglich aus und ein auf die Weide, und hier wohnten denn auch weltliche Personen, sogar Männer, der Klostermeyer nähmlich mit seinen Knechten, und was sonst noch zur Betreibung der Wirthschaft gehörte, welche für den Unterhalt von so vielen Chorfrauen und Layenschwestern zu sorgen hatten.

Dieß Alles hatte sich Melisende zeigen und erklären lassen, und nun wandelte sie öfters mit der Layenschwester, der es oblag, die Vorräthe für die Küche hier zu hohlen, gleichsam um sich zu zerstreuen, durch die langen Gänge, durch die einsam stillen Höfe, in welche nur die vergitterten Zellenfenster der Chorfrauen herabschauten, jenem abgelegenen Zwinger zu, in dessen hinteren Mauer die stets fest verriegelte Pforte sich befand, welche in den Meierhof führte. Keine von den Chorfrauen pflegte ihn zu betreten, denn er lag außer der Clausur; nur einige der Layenschwestern mußten sich abwechselnd der, wie es den frommen Seelen schien, höchst unangeneh-

men Pflicht unterziehen, täglich in einige Berührung mit der Welt zu treten, der sie längst Lebewohl gesagt, und von der nichts zu hören und zu sehen, der Meisten aufrichtiger sehnlicher Wunsch war. Jedesmahl wurde nach dem Rückwege die Thüre des Zwingers, welche ins Innere des Klosters führte, mit gewissenhafter Aufmerksamkeit versperrt, und überdieß hatte noch die jüngste, das heißt, zuletzt aufgenommene das Amt, Abends, wenn es bereits dunkel geworden war, sich mit einer Laterne noch einmahl in den Zwinger zu verfügen, um nachzusehen, ob jene wichtige Thüre auch gewiß und gut verschlossen sey? Dieser Gang in dem beginnenden Nachtdunkel, allein, durch unabsehliche Gänge, hallende Gewölbe, und menschenleere Höfe, hatte etwas so Peinliches, so Grauen erregendes für die Phantasie eines jungen schüchternen Mädchens, daß jede davor zitterte, es als eine der schwersten Pflichten ihres sonst nicht leichten Prüfungsstandes ansah, und nur durch den geistlichen Gehorsam dazu vermocht werden konnte.

Melisende hatte, wie wir gesagt, die Küchenversorgerinn schon öfters begleitet, und nachdem sie sich überall umgesehen, nichts unbemerkt ge-

lassen, und auch die Persönlichkeiten und das Betragen der Meierleute wohl beobachtet hatte, hatte sie es gewagt, sich der Meierinn, einer raschen Frau von mittleren Jahren zu nähern, die durch Verstand und Anstelligkeit eine Art von Übergewicht sowohl über ihren Mann, als auch sogar über die Layenschwester behauptete. Während der Mann und ein Paar Mägde die Vorräthe von Butter, Mehl, Schmalz u. s. w. herbeytrugen, und der Layenschwester einhändigten, die alles packen und durch die Mägde selbst bis in den Klosterzwinger schaffen ließ, fand Melisende Gelegenheit, mit der Frau zu sprechen. Eine wohl ausgesonnene Fabel, auf die sie sich schon früher vorbereitet hatte, war bestimmt, der Frau Theilnahme für eine unglückliche Gefangene einzuflössen, die man hier aus Familienrücksichten von ihren Ältern und Verwandten entfernt halten, und zur Abfassung eines Testaments zwingen wollte, welches diese um ihr Vermögen bringen, und es einem fernern Zweige ihres Hauses zuwenden sollte, und ein Paar Goldstücke bestärkten den Eindruck, den die Schönheit, die Herablassung und das Unglück der fremden vornehmen Frau auf die einfache Bäuerinn gemacht hatten. Als Melisende das nächste Mahl wieder

kam, war schon viel gewonnen, und wenige Worte reichten hin, die Meierinn von Melisendens Plan zu verständigen. Sie versprach ihren Mann zu Allem zu bestimmen. Melisende erwies sich wieder freygebig, und ließ in der Ferne, wenn alles nach Wunsch gegangen seyn würde, noch größere Hoffnungen schimmern. So war alles geordnet, und nur der Tag der Ausführung wurde erwartet.

Es war ein warmer Sommertag gewesen. Für die von hohen Mauern umschloßnen Klosterhöfe war die Sonne schon längst verschwunden, während sie draußen in der freyen Natur vielleicht erst den Bergen zusank, aus deren thürmenden Gipfeln der höchste von allen, der riesige Ötscher, sich erhebt. Stille und Einsamkeit herrschte in dem nicht weiten Raume des dämmernden Klosterhofes. Neben dem schmalen, spitzbogigen Pförtchen, das hier durch einen düstern Gang zum Refectorium der Nonnen führte, stand eine mächtige Linde, die ihre weitreichenden Äste über einen Theil des Hofes breitete, und einen kleinen aus Stein gehauenen Brunnen beschattete, wo die fromme Witwe von Sarepta den immer fließenden lebenden Quell aus einem steinernen Krüglein ins andere goß. Neben die-

ser einfach kindlichen Vorstellung des nie versiegenden göttlichen Segens befand sich eine steinerne Bank, und hier saß Melisende in Gedanken versunken, und fühlte an diesem warmen schönen Abende, in der schwülen Luft des engen Hofes, wo kaum ein sterbendes Lüftchen die Blätter der Linde bewegte, und der Springquell mit eintönigem Geplätscher die tiefe Stille merklicher machte, ungeduldiger als sonst ihre Beschränkung, und das drückende Loos, welches ihres Mannes Eifersucht ihr auferlegt hatte. Da öffnete sich die Pforten des Klosterganges, und die jüngste Layen-Schwester Veronika trat heraus. Ihre hochglühende Wange und die roth unterlaufene Stirn, deren höhere Färbung durch die schneeweißen Streifen, und den weißen Schleyer, welche die jugendlichen Züge eng umschlossen, sichtbarer wurde, so wie die Erschöpfung, welche sich in ihrer Haltung aussprach, zeigten, daß sie eben ein recht ermüdendes Geschäft verrichtet hatte. Melisende hatte schon seit einigen Tagen begonnen, sich dem jungen schüchternen Mädchen zu nähern, das sich durch diese Auszeichnung von Seite einer so vornehmen Frau, die mit dem Kaiserhofe von Constantinopel und dem ihres Landesfürsten verwandt war, sehr ge-

schmeichelt fühlte, und sie mit dankbarem Gefühl beantwortete. Jetzt grüßte sie die Schwester freundlich, und lud sie ein, sich neben sie zu setzen. Ein Gespräch über ihre mühevollen Pflichten entspann sich zwischen ihnen. Veronika hatte so eben den langen Tisch für so viele Nonnen zu decken, alles Eßgeräthe herbey zu schaffen, und das Wasser zu schöpfen gehabt, das für die Bedürfnisse der Abendmahlzeit und für ein mächtiges Waschbecken nöthig war, das, in einer zierlich verschnitzten Nische des Refectoriums angebracht, mittelst eines Hahns die frommen Schwestern mit Waschwasser versorgte. Die ungewöhnliche Hitze des Tages hatte das gewöhnliche Geschäft heute mühsamer gemacht. Melisende bedauerte das Mädchen, und wollte eine Unbilligkeit darin finden, einer so jungen, und solcher Arbeit ungewohnten Person, so Beschwerliches aufzuerlegen. Veronika war nicht dieser Meinung, sie redeten eine Weile, endlich sagte diese: Gewiß, gnädige Frau, ich bin euch wohl sehr für das Mitleid verbunden, welches ihr mit mir tragen wollt; aber bedenket nur selbst, wo bliebe denn das Verdienst, wenn meine Arbeit so leicht wäre?

„Gewiß, euer Verdienst ist um so größer,

und glaubt nicht, daß ich die Befriedigung verkenne, die das Bewußtseyn Viel geleistet zu haben einem Geiste gibt, wenn er auf das zurückschaut, was durch ihn gewirkt wurde. Nur müßte zu diesem Zwecke das, was auszurichten war, auch etwas recht Würdiges oder wenigstens Nützliches seyn. — Solche Geschäfte aber —"

Gnädige Frau! Nicht Jeder von uns ist im Stande, etwas Großes, oder wie ihr es nennt, Würdiges zu verrichten. Wir müssen eben verrichten, was uns befohlen wird, und in der genauen Vollziehung dieser Befehle unsere Beruhigung suchen.

„Wenn man euch aber unnütze Beschwerden auflastet, wenn man Dinge von euch fordert, die unnütz, ja manchmahl — verzeiht, daß ich es sage — läppisch sind, wie kann euch die Vollziehung derselben beruhigen?"

Dennoch, edle Frau! In dem Gehorchen selbst liegt unsere Ruhe.

„Ihr seyd sehr geduldig."

Nicht doch, gnädige Frau, ich thue nur meine Pflicht.

„Die euch vorgesetzt sind, sollen die ihrige auch thun, und eurer schwachen Jugend schonen."

Das zu beurtheilen, ja nur zu denken, ge-

ziemt mir nicht. Es ist der Wille meiner Obrigkeit, und darum der Wille Gottes.

Melisende schwieg einen Augenblick. Sie sah wohl ein, daß diesem Gemüthe nicht so leicht auf ihre Art beyzukommen war. Sie brach also ab, und fing nach einer Weile wieder damit an, daß sie die Schwester fragte, was sie denn heute noch alles zu thun habe.

Veronika zählte ihre kleineren und größeren Obliegenheiten nach der Zeit, in welcher sie auf einander zu folgen hatten, auf. Zuletzt, schloß sie ihre Erzählung, muß ich denn noch in der Küche nach dem Feuer auf dem Herde sehen, ob es auch recht abgelöscht ist, ob alle Thüren gut verriegelt sind, und dann kommt noch mein wahrhaftig — schwerester Dienst. —

„Und der wäre?“ fragte Melisende eifrig.

Dann muß ich, fuhr Veronika fort, zur Priorinn, und mir die Zwingerschlüssel abhohlen, eine Laterne anzünden, und meinen ängstlichen Weg durch den Kreuzgang und das Convent über den großen Hof antreten, dann durch das Nebengebäude, wo die Layenschwestern schlafen, und endlich wieder über einen ganz dunklen, ganz abgelegenen Gang, der zuletzt auf den Zwingerhof endet, in dessen gegenüber stehender

Mauer jenes Thor ist, wodurch man in die Meierey des Klosters kommt, und das ich allnächtlich untersuchen muß, ob es gut zugesperrt ist, oder falls es dieß nicht wäre, selbst zusperren muß.

„Ich gestehe, das ist ein weiter mühsamer Weg, und er muß höchst langweilig seyn, ihn tagtäglich zu machen.“

Ach, wenn er nur weit und ermüdend wäre! Ich wollte nicht klagen, ich wollte ihn gern machen, denn es ist ja meine Schuldigkeit. Aber, du lieber Gott, er ist auch so schauderhaft, so unheimlich —

Melisende lächelte unmerklich. Veronika bemerkte es doch, und fuhr mit leiserer Stimme fort: Ihr glaubt es wohl nicht, aber es ist doch so. Jener letzte abgelegene Gang führt neben den Geißelgewölben, und neben dem Eingang zu den Gefängnissen des Klosters vorbey. Schon wenn ich an das denke, was hier trauriges, schreckliches geschieht, wendet sich mir das Herz in der Brust, aber wenn mir dann einfällt, was man im Kloster erzählt, und es fällt mir unglücklicher Weise jedes Mahl ein, so wie ich die Thüre des Ganges öffne, und das lebensgroße Crucifix mit den

armen Seelen in den Flammen des Fegefeuers zu Füssen desselben erblicke —

„Und was erzählt man denn? fragte Melisende die Verstummende?“

Noch leiser erwiederte diese: Es läßt sich die arme Seele einer Klosterfrau, welche hier vor mehr als hundert Jahren im Kerker — aus Verzweiflung — O gnädige Frau, ich kann es nicht aussprechen. Erlaßt mirs! —

„Nun, und diese arme Seele?“

Sie läßt sich, fuhr Veronika kaum hörbar fort, zuweilen sehen. Es haben sie manche erblickt, es bedeutet allemahl ein Unglück für's Kloster. Beym Tode der vorigen Äbtissinn zeigte sie sich. Die damahlige jüngste Layenschwester begegnete ihr, wie sie zusperren ging. Sie war fast des Todes davon, man fand sie ohnmächtig vor der Thüre des Geißelgewölbes liegen. Stellt euch nur vor, Frau von Pottendorf, wenn ich das Unglück hätte — Ach Gott! Ich glaube, ich stürbe auf der Stelle.

„Ihr fürchtet euch also sehr vor diesem Gange?“

O ja, recht sehr.

Und gäbe es kein Mittel euch davon zu befreyen? Ließe sich die Äbtissinn nicht erbitten,

dieſen Dienſt irgend einer andern Layenſchweſter aufzutragen.

Ach das geht nicht an. Das wäre wider die älteſten Regeln des Hauſes. Und eine Chorfrau läßt es wohl bleiben zu gehn, wenn ſie nicht muß.

„Wie wäre es denn, wenn Jemand Anderer, wenn auch nicht alle Abende, aber doch zuweilen dieſen Gang ſtatt euer verrichtete?“

Veronika ſtarrte Meliſenden an. Wer würde ſich dazu verſtehn! Und dann dürfte ich ja auch nicht. Ich, ich ſelbſt muß gehn. So will es der geiſtliche Gehorſam.

„Ja, dann muß ich wohl dem Plane, den ich mir gemacht hatte, entſagen.“

Einen Plan?

„Ja wohl. Eure Beſchreibung hatte mich neugierig gemacht. Ich hätte gern ſelbſt jenen ſeltſamen Gang des Geißelgewölbs, das große Crucifix und alle dieſe ſchauerlichen Dinge geſehn, die ihr beſchreibt.

Ach, gnädige Frau! Wie kann euch darnach gelüſten?

„Das Wunderbare, das Schauerliche hat von jeher Reiz für mich, und nun, wo ich euch, die mir ſo lieb iſt, einen Gefallen damit thun könn-

te — jetzt würde ich das Amt des Zusperrens euch recht gern abnehmen, das euch so schwer fällt.

Schwester Veronika sah die Frau von Pottendorf mit einem Gesichte an, in welchem Erstaunen, Dankbarkeit und Bestürzung sich mahlten, und war nicht sogleich im Stande, auf diese befremdliche Äußerung zu antworten. Endlich faßte sie sich, ergriff den Saum von Melisendens Gewand, um es an ihre Lippen zu drücken, und sagte: Gnädige Frau! Wahrhaftig eure Güte gegen mich ist so groß, so unerwartet. — Erlaubt mir euch mit recht gerührter Seele dafür zu danken.

„Also ihr nehmt meinen Vorschlag an? fiel ihr diese lebhaft ins Wort.“

Das wohl nicht, gnädige Frau, erwiederte die schüchterne Schwester.

„Und warum nicht? fragte Melisende mit einem Tone, in dem sich einiger Unmuth deutlich zeigte.“

Verzeiht, edle Frau, meine gütige Beschützerinn! Ich kann nicht. Das Geschäft ist ja mir auferlegt, ist es unter dem geistlichen Gehorsam. Wahrhaftig! So himmlisch eure Huld ist, so glückselig mich euer Anerbiethen machen würde! — Aber — und hier fing das Mädchen fast zu wei-

nen an — ich darf ja nicht — ich darf nicht ungehorsam seyn.

Melisende schwieg eine Weile ärgerlich, und war unschlüssig, ob sie noch ferner in das Mädchen dringen, oder es der Zeit und dem Zufalle überlassen sollte, diese lächerliche Gewissenhaftigkeit, wie sie es nannte, zu überwinden. Nachdem sie eine Weile darüber gesonnen, schien ihr diese Meinung endlich die Beste, und sie meinte nicht mit Unrecht, durch das heutige Gespräch einen Funken in Veronika's Seele geworfen zu haben, der sobald nicht verlöschen, und den irgend ein günstiges Ereigniß schon noch beleben werde. Ohnedieß war der Zeiger der Thurmuhr, auf welchen sie von ihrem Sitze sehn konnte, gegen die siebente Abendstunde vorgerückt. Es war Zeit, das Zeichen mit der Tischglocke zu geben. Veronika stand auf, um dieß zu thun, nachdem sie noch einmahl Melisenden mit inniger Wärme gedankt hatte, und diese erhob sich gleichfalls. Die Glocke erklang, und bald darauf hörte Melisende, wie sie in dem stillen Hofraum auf und nieder ging, die Thüre, welche vom Innern des Klosters in das Refectorium führte, öfters auf und zugehn. Ein Zeichen, daß die Nonnen kamen. Sie trat also ebenfalls ins

Refectorium und beschäftigte sich, während der geistlichen Lesung, welche die Tischzeit nützlich ausfüllte, mit neuen Planen, um Veronikas Bedenklichkeit zu überwinden. Da entschied ein Zufall alles ganz anders, als Beyde es gedacht hatten.

Die Äbtissinn hatte eine geraume Zeit auf sich warten lassen. Als sie zuletzt erschien, glaubten ihre Tischgenossinnen und auch Melisende deutliche Spuren von Unruhe und Kummer in ihren Zügen zu lesen. Da aber bey einer Frau, welcher so viele wichtige Geschäfte, wie die Leitung des Klosters und die Verwaltung des ganzen Vermögens desselben, anvertraut waren, leicht Ursachen der Verstimmung und Sorge eintreten konnten, und auch oft eintraten, so war diese Erscheinung eben so wenig etwas Neues als Befremdendes für ihre Untergebenen. Heute aber gesellte sich noch ein neuer Grund dazu, der allen wohl bekannt war. Eine hochbejahrte Klosterfrau, die, von allen geehrt und geschätzt, schon lange an einem unheilbaren Brustübel litt, war ihrem Ende nahe, und der Beichtvater des Klosters, ein gelehrter Benedictiner aus dem nahen Stifte Mölk, der zugleich auch als leiblicher Arzt dem Kloster diente, hatte heut morgens ausgesprochen, daß Schwester Hiltrudis

wohl kaum mehr die Sonne zweymahl untergehn sehn würde. So war denn der Mißmuth der Oberinn leicht zu erklären. Niemand machte sich deßhalb besondere Gedanken, und Jedermann begab sich, als die Abendmahlzeit zu Ende war, ruhig auf sein Zimmer.

Aber schon am frühen Morgen verrieth eine gewisse unruhige Bewegung, daß etwas im Kloster vorgehn müsse. Melisende hörte öftere und schnelle Schritte der Nonnen auf dem Gange, der hinter ihren Zimmern vorbey zu den Gemächern der Äbtissinn führte; sie hörte bald lauter, bald flüsternder sprechen; sie sah einige der Layenschwestern mit sichtlicher Eile über den Hof gegen jenen Theil des Gebäudes zu gehen, welcher nach dem Meierhof führte, und sie erwartete, daß man kommen, und sie von dem, was vorgefallen seyn mochte, als einen geehrten Gast benachrichtigen würde. Aber es kam Niemand, es benachrichtigte sie Niemand. Etwas gereizt schon durch diesen Mangel an Aufmerksamkeit, öffnete sie endlich ihre Thüre, um zu sehen, was es gäbe, und gewahrte eben zwey Nonnen die am Ende des Ganges im eifrigem Gespräche standen, als in demselben Augenblicke Veronika mit verstörter Miene und thränenden

Augen aus dem Zimmer der Äbtissinn kam, und schnell über den Gang eilen wollte. Melisende rief ihr zu. Sichtbar betroffen über Melisendens jähen Anblick blieb das Mädchen stehn, und eine gewisse Verlegenheit erschien in ihren Blicken.

Was ists denn? fragte Melisende rasch und mit ungeduldigem Tone: Was ist vorgefallen? Und werde ich es nicht erfahren?

Es hat sich — antwortete die Novize stockend, es ist — Wißt ihr denn noch nicht, fuhr sie rascher fort, daß Schwester Hiltrudis diese Nacht verschieden ist? Gott tröste sie!

„Hiltrudis? Ja wohl, Gott tröste sie! erwiederte Melisende: Doch was war zu erwarten, nach dem was der Geistliche gestern aussprach? Wie kann der Tod der siebzigjährigen Chorfrau, dem man seit Monathen entgegen sah, das ganze Kloster so bestürzen? Da seht nur! Sie wies mit der Hand gegen das Ende des Ganges, wo zu den zwey vorhin da gestandenen Nonnen sich noch einige versammelt hatten, alle mit erschrockenen Mienen und im eifrigem, wie es schien, lebhaften bewegtem Gespräche.

Ja, erwiederte Veronika, es ist auch nicht dieß allein — — sie schwieg verlegen —

„Nun was ists denn? Laßt mich doch nicht so lange warten!“

Es hat sich, begann Veronika mit unsicherer Stimme, eine sehr schlimme Nachricht seit gestern in der Stadt zu verbreiten angefangen. Die hochwürdige Frau wußte sie zum Theil schon gestern Abends — und heut bestätigt sie sich völlig.

„Es ist wahr, sie sah gestern sehr besorgt aus. Ich erinnere mich. Aber was ist es denn?“

Der Herzog, sagt man —

„Der Herzog?„ fiel ihr Melisende ins Wort, und alle ihre Züge spannten sich, und ihr Auge hing an dem Munde des Mädchens: Was ists mit ihm? O geschwind! geschwind!

Er soll eine Schlacht gegen die Ungarn verloren haben.

„Nicht möglich! Friedrich, und dieser Bela!“

Es ist doch so, und die Ungarn sollen schon über die Leytha und bey Wien seyn.

„Gerechter Gott! Und wißt ihr keine näheren Umstände? Wie kommt es, daß Friedrich mit einem solchen Heere, mit seinem Muthe, seiner Kraft, —“

Ja wenn er das Heer behalten hätte, aber man erzählt gar wunderliche Dinge —

„O sprecht! sprecht!“

Seine Ritter und Mannen sollen ihn alle verlassen haben —

„Alle — nicht möglich! Künring, mein Mann, gewiß nicht!“

Doch, doch! Sie sollen sich alle gegen ihn verschworen haben. Der Künring hatte alte Unbilden zu rächen, der Herr von Pottendorf — verzeiht gnädige Frau! aber ich wiederhohle nur was ich hörte, und weil ihr es wissen wollt —

„Nun, was ists mit meinem Manne?“

Er soll der erste gewesen seyn, der sich mit seinen Schaaren wandte, und zum Feinde überging.

„O schändlich! schändlich!“ rief Melisende, der in dem Augenblick die Verrätherey ihres Mannes, aus einem ihr nur zu wohl bekannten Grunde, wahrscheinlich wurde. Und was that der Herzog? Wo ist er? setzte sie angstvoll hinzu.

Er soll verwundet seyn.

„Gott im Himmel! rief Melisende und erblaßte tödtlich: Verwundet! Doch nicht gefangen?“

Nein, das nicht. Aber er liegt in Wien. Man soll nicht viel Hoffnung für seine Genesung haben, und —

Meliſende hörte nichts mehr von dem, was Veronika in gut gemeinter Ausführlichkeit hinzuſetzte. Ihre Beſinnung war geſchwunden, ſie glitt, ſich vergeblich an den Thürpfoſten klammernd, an welchem ſie ſtand, immer tiefer, und erſchrocken hemmte Veronika ihre Rede, als ſie die ohnmächtige Frau hinſinken ſah, und ſprang hinzu, um ſie zu unterſtützen. Aber die Kräfte des feinen jugendlichen Körpers waren nicht hinreichend, die ſtattliche große Geſtalt der Griechinn zu halten, und ganz vor dem Falle zu bewahren. Alles, was Veronika vermochte, war, ſie ſanfter niedergleiten zu laſſen, und indeß um fremde Hülfe zu rufen. Sogleich öffnete ſich die Thür der Äbtiſſinn, eine Layenſchweſter, die hier beſtändig zum Dienſte der hochwürdigen Frau ſich aufhielt, eilte heraus, und ihr folgte die Äbtiſſinn ſelbſt, die den Angſtruf vernommen hatte. Die vereinten Bemühungen dieſer drey Frauen brachten Meliſenden auf einen Sitz, und bald auch zur Beſinnung. Doch hatte Veronika noch Zeit, die Äbtiſſinn von dem zu unterrichten, was vorgefallen war, und ſich dabey anzuklagen, daß ſie, vermuthlich mit der Nachricht von ihres Gemahls Verrätherey, die ſie ihr im eignen Schrecken unvorbereitet mitge-

theilt, die Ärmste in diesen Zustand versetzt habe. Die Äbtissinn, nachdem sie den ganzen Gang des Gespräches gehört, gerieth sogleich auf andere und richtigere Gedanken. Sie wiegte bedenklich das Haupt, aber sie schwieg, und als jetzt Melisende zu sich kam, und ihre erschrocknen Fragen, ihre unzusammenhängenden Äußerungen sich alle um die vermeinte Gefahr des Herzogs drehten, da blieb die kluge Matrone auch nicht einen Augenblick mehr zweifelhaft über die wahre Ursache dieser großen Erschütterung. Als die Frau von Pottendorf sich endlich so weit erhohlt hatte, daß ein zusammenhängendes Gespräch möglich ward, erfuhr sie von der Äbtissinn die Bestätigung von Veronikas Nachricht, mit allen den Vergrößerungen und Verschlimmerungen, welche die Entfernung und die Tradition von Mund zu Mund hinzuzusetzen pflegen. Die Äbtissinn hielt, während sie erzählte, den Blick fest und forschend auf Melisenden geheftet, und endigte endlich ihren Bericht mit diesen Worten: Sollte das aber wirklich wahr seyn, was ich noch unmöglich glauben kann, daß mein Vetter, euer Mann, sich zu einem solchen Treubruch und Verrath an seinem Lehensherrn habe entschließen können, so muß er auf eine Art von dem-

selben gereizt worden seyn, die sich schlechterdings nicht mehr mit der Ehre und den Pflichten eines Lehensmanns vertrug. Dafür kenne ich meinen Neffen. Aber wie gesagt, die ganze Geschichte kommt mir noch unglaublich und dunkel vor.

Aber daß die Schlacht verloren, der Herzog gefährlich verwundet ist, sagte Veronika — Das ist gewiß, entgegnete die Oberinn, und ich fürchte, wir werden die schrecklichen Folgen davon nur zu bald empfinden.

Mein Gott! rief jene: Wie meint ihr das, gnädige Frau?

Je nu, wenn die Ungarn schon bis Wien gedrungen sind, wenn der Herzog verwundet, sein Heer zerstreut ist, Niemand von seinen Lehensmännern sich dem Feind entgegensetzt — wer wird sie dann aufhalten, das ganze Land zu durchstreifen, zu verwüsten, zu plündern, zu sengen und brennen? —

Gott steh uns bey! riefen Veronika und die Layschwester. Melisende saß bleich in sich versunken da. Sie hatte nur Einen Gedanken — Friedrichs Verwundung und seine Gefahr. Die Andern verbreiteten sich indeß über alle die Schrecken, die dem Lande und ihnen drohen konnten, bis endlich eine Nonne an der offenen Thüre

des Zimmers erschien, um die Befehle der Äbtissinn über die Leichenfeyerlichkeit der verstorbenen Schwester Hiltrudis einzuhohlen, die diese Nacht verschieden war.

Ach Gott! das hatte ich über den entsetzlichen Nachrichten von Wien fast vergessen. Die glückliche Hiltrudis! setzte sie mit einem Seufzer hinzu, indem sie sich anschickte, in ihre Gemächer zurückzukehren: Ihr ist jetzt wohl, und ich wollte, es hätte Gott gefallen, mich an ihrer Statt abzurufen, ehe meine Augen den Gräuel der Verwüstung schauen müssen.

Melisende war allein geblieben, denn die Nonnen waren alle der Äbtissinn gefolgt. Friedrich — nur Er allein, in Schmerzen, im Todeskampfe, im gerechten Zorn über den Verrath und Treubruch seiner Vasalen, schwebte vor ihren Blicken. Sie fühlte alle seine Leiden, sie theilte seinen Zorn, und der Gedanke, jetzt um ihn zu seyn, wo ihn alles verlassen, ihm helfend beyzustehn, mit weiblicher Pflege, mit männlichem Muthe und beruhigender Theilnahme, sich dadurch einen nie zu verwirkenden Anspruch auf seine Liebe und Dankbarkeit zu erwerben, einen Platz in seiner Geschichte, wie in seinem Herzen, zu behaupten, dieser Gedanke ge-

wann mit jedem Augenblick mehr Glanz und Reiz in Meliſendens Augen. Er behauptete endlich, von Leidenſchaft eingeflößt, von Eitelkeit und Ruhmſucht genährt, erweitert und verklärt, eine ſolche Herrſchaft über ihr Gemüth, daß ſie nichts anders mehr zu denken vermochte, und alle Kräfte ihres Geiſtes, ſo wie alle Empfindungen ihres Herzens nur darauf, und auf ſeine geſchickte, ſchnelle und wirkſamſte Ausführung gerichtet waren.

Indeſſen ging trotz aller Angſt und Unruhe über die erſchrecklichen Kriegsnachrichten, welche die armen Nonnen erſchütterten und verwirrten, der ſtille Gang ihres Gott und frommer Pflicht geweihten Lebens unabläſſig fort, und ſo wurden denn auch die üblichen Gebethe, und feyerlichen Gebräuche, welche bey dem Tode einer der Schweſtern aus dieſer Gemeinſchaft eingeführt waren, auch jetzt gegen die ſterblichen Überreſte der entſchlafenen Nonne beobachtet. Sie wurde von den liebenden Händen der Schweſtern entkleidet, gewaſchen, mit dem Sterbekleid angethan, eingeſargt und gegen Abend unter dem Geleite des Geiſtlichen und aller verſammelten

Klosterfrauen, die mit brennenden Lichtern, Gebeth und Gesang folgten, in die Kirche gebracht, wo sie am Hochaltare hingestellt und unter abermahligen Gebethen und Gesängen von dem Geistlichen eingesegnet wurde. Endlich entfernten sich die Chorfrauen, und nur eine derselben blieb, alle Stunden mit einer Andern abwechselnd, in den einsamen Räumen der Kirche zurück, um zu Füssen des Sarges für die Ruhe der Entschlafenen und für sich selbst zu bethen. Morgen Früh aber sollten die Anstalten getroffen werden, die Leiche im Kreuzgange des Klosters, an der schon von der Äbtissinn bezeichneten Stelle in die Gruft hinabzusenken, durch einen Stein mit einfacher Schrift ihr Andenken den Schwestern zurückzurufen, und ihnen von der Vergänglichkeit alles Irdischen zu predigen, wenn ihr Weg sie durch die Hallen des Kreuzganges führte, und ihr Fuß über die Grabsteine schritt, unter denen die Vorangegangenen dem Tage der Auferstehung entgegenschliefen.

Auch Veronika hatte ihre Stunde, in welcher sie am Sarge bethen und dann den gewohnten Gang nach dem Zwingerhofe machen sollte. Das Alles wußte Melisende den Tag über aufs genaueste auszukundschaften, so wie sie die Ge-

legenheit fand, die Layenschwester, welche vor Tische in den Meierhof ging, unter dem Vorwand zu begleiten, um von den Meierleuten, welche mehr und Bestimmteres in der Stadt hören konnten, einige Nachrichten einzuziehn, die ihr über das schreckliche Gerücht, welches ihres Mannes Leumund so sehr verunglimpfte und das ihr deßhalb schwer am Herzen lag, einige Aufklärung geben konnten. Sie wußte des Meiers Frau zu sprechen, ein Paar goldne Byzantiner verstärkten die Macht ihrer Bitte und Überredung — und alles wurde besprochen und geordnet.

Der Tag verging im Kloster unter mancherley Unruhe und Geschäften, welche die bevorstehende Beerdigung Hiltrudis, und die geistlichen Übungen, welche hierbey gebräuchlich waren, noch mehr aber die stets wachsende Sorge wegen der Annäherung des Ungarischen Kriegsheeres, verursachten, wovon sich den Tag über, so wie Besuchende ins Kloster kamen, und mit der Äbtissinn selbst oder einer und andern Chorfrau am Sprachgitter redeten, noch allerley wahre und falsche Kunden im Kloster verbreiteten. Melisende hatte nur Ein Ziel. Sie wollte noch, vor es Abend ward, und die Stunde heranrückte, wo Vero-

nika bey der Todten zu bethen hatte, mit derselben sprechen, und es glückte ihr endlich sie zu erspähen, die ganz blaß und in düstre Gedanken, wie es schien, versunken, auf demselben Bänkchen vor der Thüre, die zum Refectorium führte, saß, auf welchem sie den vorigen Abend mit Melisenden gesessen und gesprochen hatte. Melisende trat zu ihr, sie setzte sich neben sie, die Schrecken des heutigen Tages, die Angst, in welcher man fortwährend schwebte, der lebhafte Antheil, den die Frau von Pottendorf nothwendig an dem Allen nehmen mußte, endlich die Beerdigung und die Todtenwache bey Hiltrudis Leiche, machten den wechselnden Gegenstand der Unterredung aus.

Heut aber will ich hoffen, sagte endlich Melisende, wird euch der Gang in den Zwingerhof doch wohl erlassen seyn?

Ach nein! seufzte Veronika: Ich hatte es selbst gehofft, da ich doch ohnedieß bey der Todten zu wachen und zu bethen habe, und gar Viele sind doch, die weder Eins noch das Andere trifft.

Das ist wohl nicht ganz billig. Habt ihr deßhalb die Äbtissinn nicht angegangen?

Das hätte ich wohl nie gewagt. Ich habe die Novizenmeisterinn gebethen, aber die wollte nichts

von Nachlassung irgend einer Pflicht hören. Und denkt nur, gnädige Frau, gerade heut, wo so viele Angst und Unruhe über uns alle gekommen ist, wo die Todte im Hause liegt — Veronika schauderte unwillkührlich.

Melisende ergriff sie bey dieser Furcht. Sie verbreitete sich weitläufig über das Grauenhafte, das der Gang in den Zwingerhof in einer solchen Nacht haben mußte, sie wußte einige schauerliche Geschichten zu erzählen, wo jüngst verstorbene Personen den Hausgenossen an einsamen Stellen erschienen waren, und sie vollendete damit die tödtliche Angst, welche sich ohnedieß des armen Mädchens bemächtigt hatte. Ach, rief es aus, wenn ich nur heute — nur heute nicht gehen dürfte! Wenn mein heiliger Schutzengel mich davor bewahrte!

Er will euch bewahren, entgegnete Melisende mit ernstem, beynahe feyerlichem Tone.

Veronika betrachtete sie erstaunt und schweigend.

Hört mich an! fuhr die Frau von Pottendorf leise fort, indem sie sich näher zu Veronika herabbeugte, und ihr fast ins Ohr redete: Ihr waret Zeuginn von dem Schrecken, welchen mir eure heutige Nachricht von dem unglücklichen

Ausgang der Schlacht, von dem fluchwürdigen Antheil, den meines Mannes Betragen daran haben sollte, gemacht. Es ist mir nicht möglich, an Pottendorfs Meineid zu glauben. Nein, so tief konnte der Mann nicht fallen, dem ich nach genauer Prüfung seines Werthes mit Zuversicht die Hand gereicht, der Mann, den Freund und Feind mit Achtung betrachteten. Das sagte ich mir selbst, als ich im Stande war, mich zu fassen. Aber geschehen mußte Etwas seyn, und zwar etwas Großes, Unglückliches, Verderben bringendes, und diese Angst konnte ich nicht los werden. Ich warf mich daher im Gebethe vor Gott nieder, und gelobte ihm etwas für mich recht Schweres, recht Peinliches zu unternehmen, wenn seine Gnade mich und meinen Mann ohne Schaden an unserer Ehre aus dieser Verwirrung führen wollte. Ich bethete recht lang und inbrünstig, und wie ich endlich aufstehe, fiel mir der Blumenstrauß in die Augen, den ihr mir gestern verehrtet, und euer Bild stand vor mir, und eure Angst vor dem gewissen Gange, und unser gestriges Gespräch an dieser Stelle. Dann fiel mir ein, daß wir eine Leiche im Hause hätten, um wie viel härter euch heute euer Dienst fallen müsse, und ich dachte, ich wollte etwas

recht Schweres thun, was zugleich ein gutes Werk wäre, und euch heute so lange zureden, bis ihr mich den Gang an eurer Statt machen ließet. Und nun bitte ich euch —

Ach Gott, ach Gott! fiel ihr Veronika ängstlich in die Rede: Führt mich nicht in Versuchung, gnädige Frau! Habt Mitleid mit meiner Jugend und meiner Gewissensruhe!

Aber Melisende war so geschwind nicht abzuweisen, ihr lag zu viel an dem Plane, den sie entworfen, und sie hatte alles, was ihr Veronika einwenden konnte, zu wohl überdacht. Es war ja mit diesem Zusperren des Zwingerthors nicht sowohl auf eine Abtödtung der Person, welche es zu besorgen hatte, als auf die Sicherheit des Klosters abgesehen. War diese erreicht, so war auch der Auftrag erfüllt, ja es war zu vermuthen, daß eine fremde, ruhigere Person, ihn mit mehr Besonnenheit, also verläßlicher erfüllen werde, als die von ihrer Angst befangene Schwester. Das alles gab sie dem zagenden Mädchen nach einander zu bedenken, sie machte ihr zuletzt noch den Vorwurf, daß sie ihr, Melisenden, das Verdienst dieses Opfers nicht gönnen, daß sie sie um die Möglichkeit bringen wolle, durch das Peinliche dieses Unternehmens der Ge-

rechtigkeit Gottes genug zu thun. So drang sie mit wahren und falschen Vernunftgründen in das arme Mädchen, in deren beängstetem Innern ohnehin Furcht und Grauen sich als mächtige Verbündete der schlauen Rednerinn zeigten, und so gelang es dieser endlich, Veronika das eidliche Versprechen abzudringen, daß sie ihr heut die Schlüssel übergeben, und sie den gefährlichen Gang an ihrer Statt thun lassen wollte.

Nun hatte Melisende erreicht, was sie wünschte, und unter dem Vorwande der Erschöpfung nach einem so unruhevollen Tage, in der That aber, um Veronika die Gelegenheit zu benehmen, mit ihr weiter über diese Sache zu sprechen, und vielleicht neue Bedenklichkeiten zu erheben, begab sie sich in ihr Zimmer, ließ sich bey der Äbtissinn entschuldigen, daß sie nicht zum Abendessen erscheine, und bereitete indessen alles geschickt und unbemerkt zur Flucht aus dem Kloster. Eine Kleidung, wie sie die Leyenschwestern trugen, hatte sie sich zu verschaffen gewußt. Nun war das Abendessen vorüber, die Klosterfrauen in ihre Zellen zurückgekehrt. Alles wurde still im Kloster, und drüben aus der Kirche, auf deren Fenster Melisende von den ihrigen sehen konnte, flimmerte allmählig sichtbarer der Schein der Ker-

zen, welche die in Gott entschlummerte Todte umgaben, durch die buntgemahlten Scheiben. Wie sie so hinüber sah, und das Bild der Todten im Sarge, der fromme Dienst der Schwestern, die sich dabey im Gebeth ablösten, und der ungeheure Betrug vor ihre Seele trat, wozu jene feyerlich ernsten Gegenstände den unwürdigen Deckmantel abgeben mußten, da schüttelte sie doch ein geheimer Schauer. Aber sie wies ihn durch das, was sie gebiethende Nothwendigkeit nannte, ab. Immer später wurde es nun, immer dunkler die Luft, immer heller der Schein aus der Kirche. Jetzt schlug die Uhr acht Schläge; das war die Stunde, wo Veronika am Sarge zu bethen kam, und jetzt galt es! Eine Weile harrte sie noch unter bangen Herzensschlägen, dann zog sie das Nonnengewand, doch ohne ihren Kopfputz zu ändern, an, warf ein weites Oberkleid darüber, steckte ein kleines Bündelchen mit ihren Kleinodien zu sich, schlich die dunkeln wohlbekannten Gänge bis zur Kirche hinab, und trat durch die Sacristey heraus, wo ihr erster Blick auf das stille Angesicht der Todten fiel, die wie im ruhigen Schlummer im offenen Sarge da lag, und zu deren Füßen die zitternde Veronika kniete. Ein zweyter Schauer

überlief Meliſende beym Anblick der Todten; ſie ermannte ſich abermahls, und bemühte ſich, ſich durch den Gedanken aufzurichten, daß ſie neben Veronika bereits die Schlüſſel liegen ſah, und daß ja alles bis jetzt ſo gelungen, und noch ferner gelingen werde.

Das kleine Geräuſch, welches ihr Eintritt machte, ſchreckte Veronika, die in angſtvoller Spannung da gekniet hatte, empor. Sie fuhr auf. Meliſende war betroffen, das Mädchen ſo bleich zu ſehen, daß ſie faſt der Todten im Sarge glich. Ich komme mein Wort zu halten, ſagte ſie nicht ohne einige Anſtrengung; denn alles, was ſeit einer halben Stunde geſchehen war, hatte wunderbar auf ſie gewirkt, und ihren ſonſt unternehmenden Geiſt herabgeſtimmt: Laßt uns nun ans Werk ſchreiten. Aber ihr zittert ja, Veronika?

O wundert euch nicht, gnädige Frau! Meine Angſt iſt unbeſchreiblich; je näher der Augenblick kommt, wo ich den Verrath an meiner Pflicht ausführen ſoll, je ſchrecklicher dünkt —

Welche nichtige Zweifel! fiel ihr Meliſende ſtreng ins Wort: Nichts mehr davon, ich habe euern Eid —

Leider, leider! klagte Veronika: Ach gnädi-

ge Frau! rief sie angstvoll, indem sie vor Melisenden niederknien wollte: Erlaßt mir aus Barmherzigkeit meinen Eid! Sprecht mich los! Ihr rettet meine Seele. Melisende hielt sie zurück: Keine kindischen Possen! Ich habe euch ja nicht gezwungen. Ihr habt euch vor dem Gange gefürchtet, ich sehe eine Art von Sühne und Opfer darin, ihn für euch zu verrichten. Ich finde ebenfalls meine Beruhigung darin. Ihr habt eingewilligt, ihr habt euch heilig verpflichtet, ich bestehe auf meinem Rechte.

Vergebens versuchte Veronika noch durch Bitten und Thränen Melisenden zum Aufgeben ihres Vorsatzes zu bewegen. Dieser lag zu viel daran, um der Angst und Qual des armen Mädchens zu achten. Sie mußte sich in ihr Schicksal ergeben. Die Frau von Pottendorf öffnete nun ein kleines Päckchen, worin der Schleyer und die Kopfbinde einer Nonne waren, und ersuchte Veronika, indem sie ihren eigenen Haarputz abnahm, und die langen Flechten des dunkeln Haares fest um den Kopf wickelte, sie damit zu bekleiden. Jene gehorchte schweigend mit zitternden Händen, half ihr die Fülle der reichen Flechten um das Haupt schlingen, und wunderte sich, wie sie jetzt die schöne stolze Frau so nahe be-

trachtete, sie ebenfalls blaß und die dunkeln Sonnen ihrer Augen düster überschleyert zu sehen. Es war ihr begreiflich, daß Alles, was heute vorgegangen war, und noch vorgehen sollte, auch dieß sonst starke Gemüth ergriffen. Jetzt war die Umkleidung fertig, und Veronika betrachtete Melisenden mit ernstem Blicke. Wie gut euch die heilige Tracht kleidet! sagte sie: Selbst eure heutige Bläße, das trübere Auge stimmt wohl damit überein. Ach edle Frau! Ihr seyd im Begriff mir eine Wohlthat zu erzeigen. Ich erkenne euren guten Willen, und obwohl in manchen Augenblicken meine innere Angst sich dagegen auflehnen will, empfinde ich doch ganz, was ich euch schuldig bin. Vergelten kann ich euch nicht, aber bethen darf ich für euch, und euch das wünschen, was ich mir selbst erwählt, was ich für den besten Theil auf Erden halte, den stillen Frieden und die glückselige Entfernung von allen irdischen Sorgen und Kämpfen, die man durch dieß heilige Kleid erlangt.

Indem Veronika diese Worte mit sichtbarer Erhebung des Gemüths und warmer Empfindung aussprach, und ihr Auge begeistert und liebevoll auf ihre Gefährtinn richtete, war diese, tief aber höchst unangenehm von dieser Rede ergriffen, ein

Paar Schritte zurückgetreten, und ihre ohnedieß entfärbten Wangen waren noch bleicher geworden. In diesem Moment aber, während sie sich zu fassen strebte, gab die Glocke im Thurm das Zeichen, daß nun alle äußern Ausgänge des Klosters verschlossen werden mußten. Veronika zeigte eine sichtliche Erschütterung bey diesem nur zu wohlbekannten Klange. Heftig zitternd ergriff sie die Laterne und die Schlüssel, und gab beydes Melisenden in die Hände, und eine lebhafte Freude blitzte plötzlich aus den bisher trüben Blicken der schönen Frau, als sie diese Werkzeuge ihrer Freyheit und Vereinigung mit dem über Alles Geliebten in Händen hielt. Rasch wollte sie den Weg antreten, da besann sie sich noch einmahl, und unter dem Vorwande, ihre weltlichen Kleider, welche sie in der Sacristey abgelegt hatte, zu verbergen, damit sie, bis sie wiederkäme, niemand zufälliger Weise finden könnte, eilte sie in die Sacristey, und schob schnell den Riegel der Thüre zu, welche ins Kloster führte, und durch welche sie selbst gekommen war, um von dieser Seite ihre Flucht so lange als möglich unentdeckt zu machen. Dann ergriff sie die Laterne wieder, und indem sie in die Kirche heraus trat, fiel der Schein derselben und

ihr Auge im Vorbeygehen zufällig auf einen Schrein, in welchem hinter einer Glasthüre die Bildsäule eines Heiligen stand. Das Glas mit dem dunkeln Hintergrunde vertrat die Stelle eines Spiegels, und Melisende erblickte sich selbst im Nonnengewand, bleich, und wie es ihr schien, entstellt. Sie schauderte, sie hemmte unwillkührlich den raschen Schritt. Was sie bisher gethan, was sie noch zu thun vorhatte, der Verrath, den sie an dem unschuldigen Geschöpfe beging, das ihr arglos vertraute, das Schicksal, welches sie diesem zubereitete, die Gefahren, welche ihr selbst auf den Wege bis Wien drohen konnten, Alles vereinigte sich, um ihre Seele noch einmahl, zum letzten Mahle zu erschüttern. Aber sie kämpfte Grauen und Gewissensbisse nieder, sie schämte sich ihrer Schwäche. Friedrichs Bild in aller seiner unwiderstehlichen Schönheit — jetzt durch Verwundung, Gefahr und Verlassenheit noch unwiderstehlicher als je, erhob sich vor ihr, und trieb siegreich alle dagegen streitenden Gefühle zurück. Sie faßte sich, schritt vorwärts, drückte Veronika, die sie zagend ansah, und gern noch einmahl eine Bitte um Änderung ihres Entschlusses gewagt hätte, flüchtig die Hand, indem ihr strenger Blick jeden solchen Versuch im Vor-

aus als vergeblich zurück wies, und eilte aus der Kirche. Sie mußte durch den Kreuzgang. Er war ganz dunkel, und der schwache Schimmer der Laterne, welche sie trug, vermochte kaum die nächste Umgebung zu erhellen. Der flüchtig wankende Schein, der bald auf ein geschnitztes Heiligenbild, bald auf ein Todtenmonument fiel, dergleichen der Kreuzgang mehrere von Stifterinnen und Wohlthäterinnen enthielt, die hier Ruhe für Leib und Seele in der heiligen Umgebung des Klosters gesucht hatten, zeigte ihr bald wirkliche Grabgestalten, bald in grauenhaftem Irrthum wankende, fliehende Schatten, die vor ihr zu schweben, ihr zu winken, zu drohen schienen, und bey ihrer Annäherung verschwanden. Dieß Spiel ihrer aufgeregten Phantasie und des schwachen Lichtschimmers, der die Gegenstände unsicher beleuchtete, der schaurige Luftzug, der durch die hohen offenen Bogenfenster flüsterte, der hohle Klang ihrer eigenen Schritte, die, das wußte sie, über Gräber wandelten, endlich nahe am Ende des Kreuzgangs der aufgehobene Stein, der die Wohnung der Todten eröffnete, und die Stelle zeigte, wo nach wenigen Stunden die Leiche, die jetzt in der Kirche lag, eingesenkt werden sollte,

Alles das steigerte das innere Grauen, die Erschütterung, welche bald in Furcht und Angst überzugehen bereit waren. Doch kämpfte sie muthig dagegen an, und behielt so viel klare Besinnung für ihre Lage, daß sie nicht vergaß, die Thüre, welche jetzt von hier in einen Seitengang und von da in einen der Höfe des Klosters führte, wohl abzuschließen, und von außen zu verriegeln. Erleichtert, als sie nun den Kreuzgang hinter sich hatte, eilte sie rascher durch die andern Gänge und den Hof, und schloß abermahls jede Thüre hinter sich, so fest und gut es möglich war. Jetzt hatte sie den Gang erreicht, der zu den unterirdischen Gefängnissen führte. Veronikas Erzählungen fielen ihr ein. Sie bekreuzte sich mehrmahls, die Hoffnung, nun bald am Ende ihres Wegs, und ihrer Gefangenschaft zu seyn, ermuthigte sie, sie schüttelte die unfreywilligen Schauer ab.

Jetzt wehte frische Luft ihr entgegen, sie setzte den Fuß in den Zwinger, wenige Schritte von ihr, ihr gerade gegenüber, war das Thor zum Meierhof. In freudiger Hast fand sie nicht einmahl gleich den rechten Schlüssel, aber endlich glückte es doch, sie schloß auf, die Meierinn stand bereits sie erwartend da. Still, hastig wur-

de das Thor wieder zugemacht, die Schlüssel alle warf Melisende in den nahen Brunnen, dann eilte sie sich in der Meierinn Stube umzukleiden. Eine Anzahl Goldstücke, der Preis, welchen Melisende für ihre Rettung versprochen, glitt in der Meierinn Hand, und das Versprechen wurde erneuert, ihr und ihrem Manne, wenn ja ihre Mitwirkung zu dieser Flucht entdeckt werden, und ihnen den Dienst kosten sollte, reiche Entschädigung zu verschaffen. Was durften diese armen Leute nicht von der Gemahlinn des mächtigen Ritters von Pottendorf, von der Verwandten der alten Herzoginn, von der — Geliebten des regierenden Herzogs erwarten? denn das Gerücht flüsterte ziemlich vernehmbar hierüber. So waren alle Theile befriedigt, und ihre Angst, ihre Gewissensbisse, ihre Sorgen und Schmerzen, wie ihre Nonnenkleidung hinter den düstern Klostermauern zurücklassend, eilte Melisende, nun als Jüngling gekleidet, durch den Meierhof, und das in der Stadtmauer befindliche Thor hinaus ins Freye. Dort stand ein Bursche mit zwey Pferden. Melisende bestieg muthig das ihrige, grüßte noch einmahl die hülfreiche Meiersfrau, und ritt furchtlos, und nur das Glück ihrer Freyheit fühlend, in die Nacht

hinein, deren Dunkel der eben aufsteigende Vollmond zu zerstreuen, und Melisenden ein willkommenes Licht zu biethen anfing.

Daß man ihre Flucht nicht so bald entdecken, daß selbst Veronikas Mitwissenschaft und Furcht vor Strafe sie so lange als möglich zum Verhehlen derselben bewegen würde, daß auch dann die verschlossenen Thüren, die Rathlosigkeit der guten Klosterfrauen, die Maßregeln derselben lähmen und verzögern würden, konnte sie berechnen, und eben so gewiß seyn, daß sie während dieser Zeit, die kurze Strecke bis Wien zurück gelegt haben würde. Zuweilen wohl wollte die Erinnerung an die Lage der armen Layenschwester, welche sie, von allen Seiten versperrt und verriegelt, mit der Leiche allein in der Kirche zurückgelassen hatte, die Angst, die Strafe derselben, ihr Gewissen aufregen; aber sie hatte Größeres überwunden, und tröstete sich mit dem Troste mancher starken Geister, daß die Größe des Zweckes die Mittel adle, und man beym Holzfällen die Späne nicht achten müsse.

Herr Ulrich stand ein Paar Tage nach diesen Begebenheiten, wovon sein Herz so ganz und

gar nichts ahnete, am Bogenfenster seiner Burg, und blickte über den Schloßgraben nach den Hütten seiner eigenen Leute hin, welche sich durch seine Unterstützung und auf seinen Befehl wieder aus der Verwüstung zu erheben anfingen; da gewahrte er einen Reiter, der eilend die Straße von Wien herab kam. Bey näherem Betrachten glaubte er Aichspalters Gestalt, sein Pferd zu erkennen. Er war es wirklich, er hatte das Schloß erreicht, die Zugbrücke senkte sich für ihn nieder, ein unheimliches Gefühl ergriff den Ritter, und eine innere Stimme sagte ihm, daß diese unvermuthet schnelle Rückkehr nichts Gutes bedeute. Er ging vom Fenster weg, gleich darauf öffnete ein Edelknecht die Thüre, und Aichspalter trat ein.

Was bringst du, Aichspalter? fragte der Ritter: Wie kommt es, daß du schon hier bist, ich vermuthete dich in Krumau?

Gnädiger Herr! Ich bin nicht bis Krumau gekommen.

Und warum nicht? Die Frau von Pottendorf ist doch gesund? rief Ulrich mit hastiger Besorgniß.

Das muß ich vermuthen. Ich fand sie nicht in St. Pölten.

Nicht? Und wo ist sie?

Aichspalter zuckte die Achseln: Sie hat das Kloster und eure geistliche Frau Base verlassen.

Doch mit Vorwissen der Äbtissinn?

Das wohl nicht, denn der hochwürdigen Frau ist unbekannt, wohin Eure Frau Gemahlinn sich gewendet. Ja es war ihr sogar die Entfernung derselben, erst am Morgen nach der Nacht, in der sie das Kloster verlassen, kund geworden.

Pottendorf erblaßte. Seine Züge drückten Schmerz und Zorn aus, über seine Lippen ging kein Laut, mit strengem Blicke winkte er Aichspalter, sich zu entfernen, und dieser gehorchte zögernd, nicht ohne im Fortgehen einen besorgten Blick auf seinen Herrn zu werfen.

Friedrich! und sie ist bey ihm! Das war Pottendorfs erster Gedanke. Hin nach Wien zu eilen, und das treulose Weib zu überraschen, sie mit seiner Gegenwart zu beschämen, zu vernichten, war sein zweyter. Schnell befahl er Pferde zu satteln, saß augenblicklich auf, und sprengte, nur von ein Paar Knechten begleitet, nach Wien. Aber so kurz auch die Entfernung der Stadt von Pottendorf ist, reichten doch diese Paar Stunden hin, dem Ritter das Übereilte und Unzweckmäßige seines Vorhabens einsehen

zu machen. Er mäßigte den allzuraschen Schritt seines Pferdes, und erwog die Sache reiflicher. Wußte er denn schon, ob sich Melisende wirklich ihrer Leidenschaft so rücksichtslos überlassen hatte? Durfte er, wenn es wirklich geschehen war, den Herzog zur Rede stellen? Konnte er sich irgend einen genügenden Erfolg von diesem Schritte versprechen? Er mußte sich selbst gestehen, daß es wenigstens auf diese Art, wie er es zuerst gedacht, nicht geschehn würde, und er beschloß, vorher seinen Freund Künring, den er mit Grunde noch in Wien vermuthete, aufzusuchen, und mit ihm Rücksprache zu nehmen.

Er fand ihn in seinem Hause, und so wie er wünschte, allein. Seine erste Frage war nach dem Herzog.

Er ist nicht in Wien, antwortete Künring, sondern bereits seit zwey Tagen auf Starhemberg.

Auf Starhemberg? Jetzt, wo er hier, wie es schien, alle Hände voll zu thun hat?

Lieber Bruder! erwiederte Heinrich: Es ist, seitdem du Wien verlassen hast, gar Manches vorgefallen, was dich befremden, und nicht erfreuen wird. Der Herzog ist mit den Wienern aufs höchste unzufrieden, und sie mit ihm.

„Das schreibt sich wohl noch von der letzten Schlacht her, wo sie ihn im Stiche ließen?“

Das war die erste Veranlassung. Ihre hartnäckige Weigerung, es auf eine Belagerung ankommen zu lassen, und die Stadt gegen die Ungarn zu vertheidigen, steigerte des Herzogs Zorn noch mehr. Da gab es denn von beyden Seiten böswillige Menschen, welche bey dieser gegenseitigen Verstimmung ihren Vortheil suchten, und Öhl ins Feuer gossen. Vor allen war ein Bursche hier thätig, den der Herzog zu seinem Leibdiener gemacht, und nur zu wohl leiden mag, ein gewisser Wolfger von Perau.

„Ich glaube ihn gesehen zu haben. Ein hübscher Bursche, aber keck und vorlaut.“

Wie alle, die mit großer Herren Gunst prunken. Der Mensch hat in dummem Hochmuth, seit er bey der Person des Herrn dient, seine ehemahligen Standesgenossen zu verachten angefangen. Er ist ein Bürgerskind von Wien. Jene haben ihn darum zuerst verspottet, dann gehaßt, und bey allerley Anlässen, in Bad- und Trinkstuben, hat es ernsthafte Händel gegeben, wenn der Wolfger mit seinen ehemahligen Bekannten zusammen traf; denn er versteht es eben so gut, sich bey seinem Herrn einzuschmeicheln, als die Waffen

zu führen. Diesem Buben nun soll der Einfall zuzuschreiben seyn, den der Herzog plötzlich geäußert, und der so viel Aufsehen und Klagen erregt hat.

„Welcher Einfall?“

Der Herzog hat erklärt, daß, weil er den Frieden mit Bela so theuer habe erkaufen müssen, daß sein Schatz ganz erschöpft sey — und das ist wahr — so müßten Jene, deren Weigerung, sich zu vertheidigen, ihn in diese schimpfliche Nothwendigkeit versetzt, nun auch den Schaden vergüten. Und so hat er nicht allein auf jedes Haus eine bisher unerhörte Steuer von sechzig Wiener Pfenning gelegt, sondern er hat die vornehmsten Bürger rufen lassen, und nach den Angaben Wolfgers, der ihre Kräfte recht gut kennt, und der, hinter einem Vorhang sitzend, dem Herzog jedesmahl die Summe nannte, die der Bürger zahlen konnte, von Jedem nach Maßgabe eine ansehnliche Beysteuer gefordert. Da hättest du das Jammern, das Winseln hören sollen, das diese reichen Käuze erhuben, denen diese Steuer und Beyträge, und wohl noch mehr aufzubringen, bey ihrem Vermögen nur Spielwerk ist. [2])

„O ich kenne diese Menschenart. Je mehr

sie zusammen scharren, je theurer wird ihnen der Mammon, und jeden Pfennig, den sie nicht erhaschen können, rechnen sie für baaren Verlust. Der Herzog wird diese Leute doch nicht fürchten?“

Er, und fürchten? — Da kennst du ihn nicht. Aber sie stehen nicht allein, sie sind es nicht allein, welche ihre Stimmen ungebührlich laut erheben. Der Herzog hat auch manche seiner Lehensleute die Schwere seines Arms für den an ihm begangenen Verrath fühlen lassen, er hat einige ihrer Ämter entsetzt, andern die Lehen zu entziehen gedroht, noch andere, wie den Erpo von Solenau, und den steyerischen Wildenstein, geächtet.

„Sie haben ihre Strafe wohl verdient. Es war ja offenbarer Verrath und Bündniß mit den Feinden.“

Das war des Frangepani Werk, Bruder Ulrich! Wir sprachen damahls davon, als wir hier in diesem Saale mit ihm saßen — die alten Wunden bluten noch.

Bey diesen Worten sprang Ulrich auf. Ich bitte dich, rief er mit einer Heftigkeit, die Heinrich in Erstaunen setzte: Sprich nicht von jener Zeit! Er machte einige rasche Gänge durch das

Gemach, während Künring ihn erstaunt, aber theilnehmend betrachtete; dann setzte er sich wieder dem Freunde gegenüber, und ersuchte diesen fortzufahren.

Dem armen alten Rauhenecker hätte dasselbe Schicksal gedroht; denn der Frangepani, der sich ihm zum Tochtermann aufdringen wollte, hatte ihn mit allerley Künsten, Drohungen und Versprechungen schon halb und halb gewonnen. Aber da kam seine Tochter nach Rauheneck, den Alten zu besuchen, und ihren Bitten, so wie ihren vernünftigen Vorstellungen gelang es endlich, den Vater von dem gefährlichen Bündniß abzuhalten.

Jutta ist ein kluges, frommes Mädchen. Wohl dem Manne, der sie einst heimführt!

Der Mann hätte sich schon gefunden, der Vater war halb gewonnen. Du weißt, der Herzog unterstützte des Ofterdingens Bewerbungen.

Ich weiß, ich weiß! rief Ulrich, von Neuem in Zorn aufflammend: O diese Erinnerungen wecken die ganze wüste Vergangenheit, die ganze Hölle der Gegenwart in meiner Brust! Höre, wisse, Melisende ist aus dem Kloster entwichen. Ich bin hier, ihr nachzuspüren. Suchen werde ich sie nicht, denn ich habe sie bereits in meinem Sinne verstossen. Aber ihres Treubruchs Schänd-

lichkeit soll sie fühlen, sie soll vor mir zittern, und dann ihre Strafe empfangen.

Künring sah seinen Freund bestürzt an. Dieser erzählte nun, was er erfahren. Künring saß einen Augenblick nachdenkend, dann fuhr er auf: Sie ist beym Herzog, ohne Zweifel — Jetzt hellt sich alles auf. Jener Page —

Ein Page! schrie Ulrich, sprang auf und faßte seinen Freund gewaltsam an der Brust, und schüttelte ihn, ohne zu wissen, was er that: O um Gottes Willen! So ist es wahr, was ich ahnete! Sie ist bey ihm! Erblassend ließ er jetzt Heinrichs Gewand fahren, und sank erschöpft in den Stuhl; endlich richtete er sich gefaßt empor. Erzähle sagte er, mit so viel Ruhe als er vermochte; und Künring berichtete nun, was er durch das Geklatsche einiger Hofbedienten erfahren, daß vor einigen Tagen ein zierlich geputzter, bildschöner Edelknabe, ganz allein, und ohne Begleitung hier in einer Herberge angekommen, daß dieser junge Mensch sogleich einen Knaben aus dem Hause mit einem güldenen Kleinod nach der herzoglichen Pfalz geschickt, mit dem Bedeuten, es dem Leibdiener des Herzogs, eben jenem Wolfger zu übergeben; daß dieser Wolfger sich sogleich in die Herberge verfügt, und den schönen Edel-

knaben abgehohlt habe, der dann auch den Herzog und die Burg seitdem nicht mehr verlassen, und den Herrn auch nach Starhemberg begleitet habe.

Ulrich hörte finster zu, ohne seinen Freund zu unterbrechen. Nachdem jener schon eine Weile geschwiegen, nahm Ulrich das Wort, nicht ohne Anstrengung, und erkundigte sich um einzelne Umstände, um Zeit, Ort u. s. w. Es traf alles nur zu gut mit seinen Vermuthungen zusammen; auch der Umstand schien sie zu bestätigen, daß der Herzog des Edelknaben Anwesenheit, und vor allem seine Person, vor Jedermann, am meisten vor den Spähern der Herzoginn, zu verbergen gesucht habe, daß Niemand als jener Wolfger um das Geheimniß hätte wissen sollen, daß auch er allein den Fremden gesehn.

Es blieb kein Zweifel, es war Melisende, und sie hatte durch diesen Schritt sich selbst in ihres Mannes Augen das Urtheil gesprochen. Sie waren geschieden für immer. So tief es ihn schmerzte, so fest stand dieser Entschluß in seiner Seele. Künring mußte, wenn die Sachen sich wirklich so verhielten, wie es allen Anschein hatte, ihm Recht geben, und sie sprachen noch über die Maßregeln, die zu ergreifen seyn würden,

als ein lautes Getöse, Tritte mehrerer Gewaffneter und Stimmen auf der Treppe laut wurden. Ein Edelknabe öffnete die Thüre, und meldete die schwäbischen Ritter.

Wer sind die? fragte Ulrich finster.

Einige Adeliche aus Schwaben und der Schweiz, die hier durch nach Prag, und von dort nach Pohlen ziehen, wo sie für das heilige Kreuz mit den deutschen Rittern gegen die heidnischen Preussen kämpfen wollen, erwiederte Künring: Sie haben sich ein Paar Tage hier aufgehalten, und kommen wahrscheinlich jetzt Abschied zu nehmen.

Ehe er noch geendet hatte, öffnete sich die Thüre und drey bis vier stattliche Männer traten ein, deren ernste Gesichter, die kräftigen Gestalten, die feste Haltung sie als wackere Kriegshelden verkündete. Der jüngste unter ihnen, ein schlanker hochgewachsener junger Mann, mit schlichtem blondem Haar, welches ihm gescheitelt von beyden Seiten auf die Schultern fiel, zog vor den Übrigen Ulrichs Aufmerksamkeit auf sich. Starke Züge, eine große Adlernase, blaue klare Augen, deren Blick herzliche Gutmüthigkeit und tiefen Verstand zugleich anzeigte, ein freundliches Lächeln um die vollen

Lippen, das zuweilen selbst wie etwas Schalkheit aussah, bildeten ein Gesicht, das man zwar nicht schön nennen konnte, das aber so viel Edles und zugleich Vertrauen einflössendes hatte, daß man sich unwillkührlich zu dem Manne gezogen fühlte, der es trug.

Künring hatte die Absicht des Besuches der Herren richtig gedeutet, sie waren zum Urlaub da. Sogleich erschienen Knappen und Knechte, einen Frühimbiß von Wildbret und köstlichen Weinen aufzutragen. Die Ritter nahmen Platz, Ulrichen führte halb Zufall, halb Absicht zu dem blonden Ritter; ihr Vorhaben, der Zug gegen die Preussen wurde der Gegenstand des Gespräches. Wahrlich! sagte Ulrich, ein schönes Unternehmen, und werth daß man es euch beneide, oder nachahme!

Hättet ihr nicht selbst Lust? antwortete der Blonde mit einer etwas fremden Aussprache: Ihr seyd jung und seht aus, als hättet ihr euch schon im Felde versucht.

Warum nicht? erwiederte dieser: Es könnte sich leicht fügen, daß ich eurem Rathe folgte.

Du? rief Künring erstaunt über diese Äußerung.

Nun so thut es, edler Herr, fuhr der Frem-

de fort: Glaubt mir, es kömmt eine Beruhigung und Freudigkeit aus solch einem Entschluß über den Menschen, wie sie uns kein anderes Unternehmen gibt.

Ihr könntet mich bald bereden.

Es sollte mich freuen, besonders wenn ihr uns die Ehre eurer Geleitschaft gönnen wolltet.

Ey, ey, ihr macht ja den Werber recht eifrig, Graf von Habsburg, rief Künring mit einiger Unzufriedenheit im Tone, denn ihn erfüllten seines Freundes Äußerungen mit Besorgniß.

Graf von Habsburg? rief Pottendorf freudig aus: Doch nicht Graf Rudolph von Habsburg? Der tapfre Schweizer, der Gegner des Bischoffs von Basel, der Sieger über die Regensberge?

Derselbe, edler Herr, erwiederte der Fremde, indeß eine leichte Röthe sein Gesicht überflog: Ich sehe nicht ohne Erstaunen, daß unsere unbedeutenden Fehden auch außer unseren Bergen bekannt sind.

Wie sollten sie nicht! entgegnete einer der Schwäbischen Ritter: Der Rheinstrom trägt ja schon die Kunden davon nach Deutschland und Burgund, und wir betrachten uns ja doch alle

als ein Volk, über welches der Kaiser seine schirmende Hand hält.

Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, nahm Künring das Wort, froh der Unterredung eine andere Wendung zu geben — so habt ihr Graf Rudolph die Ehre, der Pathe Sr. kaiserlichen Majestät zu seyn.

Es ist so, entgegnete Rudolph: Der Kaiser befand sich in der Nähe, als meine selige Mutter auf Schloß Limburg am Rhein meiner genas.

Und ist auch das wahr, was man sich erzählt, fuhr Künring fort, daß ein Sternkundiger dem Kaiser euretwegen eine seltsame Prophezeyung gemacht haben soll?

Man hat es auch mir erzählt, erwiederte Graf Rudolph: Indessen ist der Gedanke, daß ein unbedeutender schweizerischer Graf jemahls den ersten Thron der Christenheit besteigen sollte, so etwas Abentheuerliches, so thörichtes, daß ihr, edle Herren, mir wohl ungeschworen glauben werdet, wenn ich euch versichere, daß dieß Prognostichon nur wenigen Eindruck auf meine Seele gemacht hat, und daß ich es stets als leeren Schaum betrachtet habe, den so eines Gelehrten Geist aufgetrieben [3]).

Das Gespräch über diese Prophezeyung, wel-

che Rudolphen die Krone seines Taufpathens dereinst verhieß, dieser Pathe, der mächtige Hohenstaufen, seine Händel mit dem Papst, beschäftigten Herrn Künring und die Fremden noch eine Weile auf angenehme Weise. Pottendorf nahm wenig Theil daran, und Künring glaubte sich sein Schweigen aus seinen häuslichen Unfällen genugsam erklären zu können. Endlich beurlaubten sich die fremden Gäste, nicht ohne daß Graf Rudolph den Pottendorfer noch einmahl flüchtig an seinen vorher geäußerten Wunsch erinnerte. Aber sie waren kaum auf ihre Pferde gestiegen, als Ulrich, seines Freundes Hand ergreifend, mit schnell geändertem, festem, und beynahe freudigem Tone sagte: Heinrich! Es ist beschlossen, ich gehe mit nach Pohlen.

Künring erschrack über diesen plötzlichen Entschluß, der ihm den Freund entzog, und diesen zahllosen Gefahren entgegen führte. Er suchte ihn zu bekämpfen, aber es schien, als ob jedes längere Berühren dieses Gegenstandes ihn tiefer und fester in Ulrichs Gemüth einprägte. Das Verdienstliche des Unternehmens, das Heil, welches er für seines Freundes Seele daraus entspringen sah, über welche der bloße Vorsatz schon sichtbar Trost und beruhigende Heiterkeit verbrei-

tet hatte, bewogen Heinrich endlich, jeden fernern Widerstand aufzugeben. Der Zug nach Pohlen wurde fest beschlossen, die nöthigen Maßregeln verabredet, für Ulrichs Unterthanen und seine Besitzungen versprach Heinrich zu sorgen. So blieb denn nichts übrig, als die Schwaben in ihrer Herberge aufzusuchen, und sich ihnen zum Gefährten anzubiethen, was denn alle mit Vergnügen, der Graf von Habsburg aber mit der größten Freude aufnahm, und nun mit ihnen, die morgen aufzubrechen gedachten, Rücksprache zu nehmen. Ohne des Herzogs Einwilligung und Urlaub durfte aber Ulrich nicht wagen, das Land desselben zu verlassen. Er mußte sich also entschließen, so peinlich ihm das in seiner jetzigen Stellung zu demselben war, ihn in Starhemberg aufzusuchen. Die Schwäbischen verschoben gern ihre Abreise um einen Tag, um sich dadurch Ulrichs Geleitschaft zu erkaufen, und so machte er sich dann des folgenden Morgens, mit kämpfendem Herzen, voll schmerzlicher Gefühle auf den Weg, um seinem Lehnsherrn seinen Entschluß zu melden.

An jenem Tage, wo sie in der vorhergehenden Nacht aus dem Kloster entflohen war, war

es Meliſenden nicht möglich geweſen, Wien zu erreichen, oder vielmehr, ſie hatte es nicht gewagt, ſich ohne die gehörige Vorſicht einer Stadt zu nähern, welche ſie, nach dem, was man im Kloſter erzählt hatte, für umſchwärmt von den feindlichen Horden glauben mußte. Ohnedieß hatte ſie ſich in der vorigen Nacht, nicht weit zu reiten getraut, und hatte dieſe zum Theile nach der Meierinn Anweiſung und Anſtalt auf einem einſamen Dorfe, wo ſie ſicher war, nicht geſucht zu werden, zugebracht. Am andern Tage hatte ſie ihren Ritt auf Seitenwegen fortgeſetzt, aber beym Ausgang des Wienerwaldes, wo die freye Ebene vor ihr lag, Halt gemacht, und in einem Dorfe an der Straße Erkundigungen einzuziehen beſchloſſen. Zu ihrem Erſtaunen war alles hier ſtill und ruhig. Die Ungarn hatten das Land bereits geräumt, der Herzog war nur leicht verwundet geweſen, er lebte im vollen Wohlſeyn, aber in großem Zorn auf die Meiſten ſeiner Unterthanen, vor Allem auf die Bürger von Wien; man ſprach von ſchweren Steuern, welche auf dieſe gelegt, von noch ſchwereren Strafgerichten, welche jene Landherren treffen ſollten, die den Herzog in der Schlacht verlaſſen. Meliſende horchte hoch auf, ſie erwartete nichts an-

ders als ihres Mannes Nahmen zu hören, und in seinem Treubruch eine Beschönigung des ihrigen zu finden. Aber seiner wurde gar nicht erwähnt, und als sie bestimmt nach ihm fragte, erfuhr sie, daß er den Herzog zurück nach Wien begleitet habe, und wahrscheinlich jetzt auch nach Hause gekehrt seyn würde.

Alles dieses berührte Melisenden aufs unangenehmste, es zerstreute jede Täuschung, es zernichtete alle ihre zärtlichen und stolzen Plane. Was sollte sie thun? Der Herzog bedurfte ihrer Pflege nicht, sie hatte keine Treulosigkeit ihres Mannes gut zu machen, sie fühlte sich beschämt, verwirrt. Dennoch — umzukehren, da sie fast an der Schwelle ihres Himmels war — dazu konnte sie sich nicht entschließen, und so setzte sie also am nächsten Morgen ihre Reise nach Wien fort. Der Gedanke, den Heißgeliebten zu sehen, ungestört von Argwohn und Härte öfters um ihn zu leben, verscheuchte bald alle trüben Gefühle, und froh, ihrem Kerker entflohen zu seyn, stolz auf den Muth, mit dem sie ihren Plan ausgeführt, ritt sie in Wien ein, trat in einer angesehenen Herberge ab, wo man den zierlichen Pagen, der viel bestellte, und reichlich zahlte, sehr gern bewirthete, und schickte sofort einen

Knaben mit einem goldenen Balsam-Büchslein von getriebener Arbeit, das ihr der Herzog einst unter Tändeln und Kosen verehrt hatte, zu dem Leibdiener desselben, jenem Wolfger, und ließ diesem sagen: Des Herzogs Gnaden hätten dieses Büchslein auf der Jagd verloren, und er, der Page hätte das Glück gehabt, es zu finden, und hiermit zurück zu stellen. In weniger als einer halben Stunde darauf war Wolfger schon in der Herberge, fragte nach dem fremden Edelknaben, erkannte auf den ersten Blick diejenige, welche er ohnedieß zu finden erwartet hatte, und führte sie in die Burg. Hier hieß er sie in einem kleinen aber zierlichen Gemache warten, und ging, ihre Anwesenheit dem Herzoge zu melden.

So hatte sie denn erreicht, was sie mit so viel List, Gefahr, und jedem Opfer ihres bessern Bewußtseyns erkauft hatte. Sie sollte den Geliebten sehen, und, von jedem andern Verhältnisse losgerissen, ihm allein zugehören. Ihr schwindelte, wenn sie diesen Gedanken völlig zu entwickeln strebte. Ihr ganzes Wesen war in Aufruhr, in dem Augenblick öffnete sich eine Thüre, und sie lag in Friedrichs Armen.

Als der erste Freudenrausch der Verliebten über ihre unverhoffte Vereinigung vorüber war,

äußerte Friedrich sein Erstaunen, Melisenden hier, und in dieser Verkleidung zu sehen. Sie fing nun an zu erzählen, aber es kostete manchen innern Kampf, manche beschämende Erinnerung, und manche künstliche Anordnung, um Alles, was sie seit ihrer gähen Abreise von Pottendorf erlebt, gelitten und gewagt hatte, vor den Augen des Geliebten in genugsam vortheilhaftem Lichte erscheinen zu lassen. Endlich, so schloß sie ihren Bericht, bin ich glücklich hier angekommen, und fühle mich für Alles, was ich ausgestanden, hinlänglich belohnt, da ich dich wohlbehalten und treuliebend wieder gefunden habe. Friedrich schloß das schöne, ihm so ganz ergebene Weib mit leidenschaftlicher Gluth von Neuem in seine Arme, und erzählte nun seinerseits, wie sorgenvoll und von Verdruß und Widerwärtigkeit umringt, er den Winter zugebracht; wie freudenlos sein Leben in seinem eigenen Hause gewesen, wie er außer demselben, bald mit dem Trotz der Bürger Wiens, bald mit der Eigenmächtigkeit seiner Vasallen, stete Kämpfe durchzuführen gehabt, und sich vergebens nach einem treuen liebenden Herzen gesehnt habe, das ihn verstehen, seine Sorgen theilen, und seine trüben Stunden hätte erheitern können. Er schilderte ihr zuletzt seine

gegenwärtige Lage, berührte mit einigen flüchtigen Worten die Vorfälle des letzten Kriegs, und seine Stellung gegen die Wiener, wie gegen die treulosen Vasallen. Sein ganzer Zorn loderte von Neuem, bey Wiederhohlung aller der Unbilden auf, die er von ihnen erfahren, und nur der Gedanke an die schweren Züchtigungen, die er zum Theil schon über sie verhängt, zum Theil noch zu verhängen gesonnen war, erweckte ihm eine wilde Freude und beschwichtigte in Etwas sein stürmisch aufgeregtes Gemüth.

Da die Sachen nun so stehn, und wir uns feindlich gegenüber getreten sind, fügte er hinzu, so denke ich vor der Hand nicht in Wien zu bleiben; denn ich mag diese trotzigen Bürger nicht sehen, und sie verdienen nicht, daß ihr Fürst sich bleibend bey ihnen aufhalte. Es ist alles vorbereitet, und ich gehe noch heute Abends auf meine feste Burg Starhemberg. Ich hoffe, du wirst dich nicht weigern, mich zu begleiten, schloß er seine Rede, und süße Schmeicheleyen und Liebkosungen folgten seinen Worten.

Ich bin dein! rief sie mit leidenschaftlichem Feuer, und folge dir, wohin du gehst, bis ans Ende der Welt. Nur Eins ist, was ich fürchte, meines Mannes Eifersucht und seine Ansprüche

an mich, die er geltend machen kann, und geltend machen wird, wenn er entdeckt, wo ich bin.

Friedrich stutzte. Der Gedanke an Pottendorf verstimmte ihn sehr in diesem Augenblick. Er sann nach, dann sagte er: Er wird es nicht erfahren, dafür laß mich sorgen. Du gehst als mein neuer Page, als Wolfgers Verwandter, der dich mir zugeführt und empfohlen, mit mir nach Starhemberg, und bist du erst dort, dann soll auch Niemand deinen Aufenthalt entdecken.

Aber die Herzoginn Agnes? Geht sie auch mit uns? fragte Melisende mit einiger Ängstlichkeit.

Daß ich ein Narr wäre, mir dieß Kreuz aufzuladen! Nein, sie bleibt hier, von der hast du dort nichts zu fürchten. Hier bin ich von ihren Spähern umringt, und dieß ist mitunter eine der Ursachen, die mich bestimmt, Wien zu verlassen.

Es wurde nun alles Weitere abgeredet, Melisendens Aufenthalt und ihre Person so geheim als möglich gehalten, und noch denselben Abend brach der Herzog, wie er sichs vorgenommen, nach einem kühlen, förmlichen Abschied von seiner Frau, mit Wolfger und einigen seiner Ver-

trauten, und in Begleitung seines schönen neuen Pagen nach Starhemberg auf.

Melisende war ganz selig im Anfange ihres neuen Verhältnisses. Ein abgesondertes Zimmer in einem der festen Thürme der Burg war ihr eingeräumt, und außer Wolfger und noch ein Paar Personen durfte Niemand dasselbe betreten. Die männliche Kleidung wurde der Sicherheit wegen beybehalten. Herzog Friedrich sah sie nur mit der größten Vorsicht, entweder in ihrem Gemache, oder wenn sie mit Wolfger in das seinige kam, um den Anschein ihres Dienstverhältnisses zu behaupten, und dem Schloßgesinde keinen Anlaß zu Verdacht und Nachforschungen zu geben; und selbst dieses Geheimniß, diese Besorgnisse, verbreiteten über die Zusammenkünfte der Liebenden einen neuen Zauber. Einige Tage waren so verstrichen, aber trotz aller dieser Maßregeln und Vorsichtsanstalten hatten doch Vermuthungen und Spuren durch das Dunkel, in das man sich zu hüllen beflissen war, durchgeleuchtet, wie wir bereits erfahren haben, und Melisende fing an, dieß zu ahnen. Sie glaubte zu bemerken, daß ihre Fenster, der Gang, auf welchem man zu ihr gelangte, öfters von fremden Gestalten bespäht würden, sie hielt

sich nicht mehr für so ganz sicher und unerkannt, tausend Besorgnisse erwachten in ihr, und verbitterten ihre vielen einsamen Stunden. Sey es nun, daß diese Späher und Lauscher von ihrem Manne oder der Herzoginn gesendet waren, sie beunruhigten sie aufs höchste, sie raubten ihr die Ruhe der Nacht, sie verbitterten ihr die vielen einsamen Stunden des Tages, und der Wunsch, allen diesen Zweifeln durch rasche Schritte ein Ende zu machen, welche sie an ihr Ziel führen sollten, entwickelte sich immer heftiger und dringender in ihrer Seele. Sie beschloß am nächsten Morgen, wo sie mit Wolfger als zweyter Page des Herzogs in seine Gemächer kam, um das Geräthe derselben zu ordnen, mit ihm darüber ernstlich und dringend zu sprechen, und sie fing dazu an, so wie Wolfger das Zimmer verlassen hatte. Sie theilte ihm ihre Befürchtungen mit, sie suchte ihm wahrscheinlich zu machen, daß alle diese fühlbaren Nachstellungen von Pottendorfs Eifersucht herrührten. Der Herzog widersprach nicht ganz, aber ihm schien es eben so möglich, ja noch viel glaublicher, daß sie von Seite der Herzoginn Agnes kämen.

Mag das seyn, erwiederte sie endlich, als sie bemerkte, daß Friedrich durch ihren Widerspruch

ungeduldig zu werden anfing. Was kann die Herzoginn, selbst wenn sie wollte, gegen dich unternehmen? Du bist nicht allein Herr über sie, sondern über das ganze Land —

Sie kann beym Bischof von Passau, sie kann beym Kaiser Klage über mich führen, und glaube mir, sie findet bey Beyden ein nur zu offenes Ohr. Friedrich will an mich, er sucht seit langem Händel an mir, jede solche Klage ist ihm erwünscht.

Und was kann sie dadurch gewinnen? Du lässest endlich deine Ehe, die dir ohnedieß keine Nachfolge verspricht, auflösen.

Friedrichs Miene verfinsterte sich zusehends während dieser Rede Melisendens, und als er am Schlusse derselben keine Antwort gab, glaubte sie zu fühlen, daß es jetzt noch nicht gerathen seyn möchte, diesen Punct zu berühren, den sie, wenn einst die Zeit dazu kommen würde, schon noch in Richtigkeit bringen wollte. Sie fuhr daher also fort: Was immer die Herzoginn gegen dich unternehmen mag, es wird stets Widerstand von deiner Seite finden, und wohl leicht durch dich vernichtet werden. Aber was bleibt mir übrig, wenn Pottendorf, wie ich fürchte, erfahren hat, daß ich bey dir lebe, wenn er seine

Rechte auf mich geltend macht, und mich zurück fordert?

Das wird er nicht! rief Friedrich unmuthig.

Doch, doch! Ich kenne seine rastlose Eifersucht und seine Freude, mich zu peinigen.

Ich lasse dich nicht. Er soll dich mir nicht entreissen! O Melisende, ich bedarf deiner, deiner Liebe, deines Trostes, jetzt, wo Alles ringsumher gegen mich aufsteht.

Friedrich! rief Melisende, und warf sich an seine Brust: Auch ich kann nicht von dir lassen. Es würde mein Tod seyn. Und dennoch fürchte ich —

Und was?

Daß mich mein Mann zurückfordert. Wie kannst du mich ihm verweigern?

Friedrich schwieg finster und nachdenkend.

Ich weiß keine dauernde Sicherheit, als in einem entscheidenden Schritte, zu dem deine Liebe für mich, mein Friedrich, dich bewegen müßte —

Wie meinst du das?

Zögernd antwortete sie: Wenn dein Ansehn und mein Verlangen eine förmliche kirchliche Scheidung herbey führte — wir haben keine Kinder —

Und die sollte ich vorschlagen? ich unterstützen? rief der Herzog erzürnt: Nimmermehr! Ich sollte öffentlich gegen den Mann auftreten, der mir so wesentliche Dienste geleistet hat, ihm sein Weib entreissen, das er noch liebt? —

Geschieht denn jetzt etwas Anderes? fiel sie ihm ruhig und lauernd ins Wort: Läßt sich die Liebe gebiethen? Werden unsere Herzen darum aufhören, für einander zu schlagen, weil ich seinen Nahmen trage, und Agnes von Meran deine Gemahlinn heißt? Woher weißt du denn, daß mich Ulrich noch liebt, daß seine Eifersucht etwas anders als gereizter Stolz ist? — Als ich ihm vor zwey Jahren meine Hand reichte, that ich es aus Überlegung, und weil ich keinen Mann kannte, der mir bis dahin höher als Ulrich gestanden hätte. Seitdem habe ich dich gesehen, und Alles hat sich verändert; die schwache Dämmerung ist vor dem Glanze der Sonne gewichen. Ich kann Ulrich nicht mehr lieben, und folglich nicht mehr glücklich machen. Das muß er fühlen, und fühlt es auch wohl ohne Zweifel. So wäre sein Recht, auf dem er bestehen könnte, nur eine bloße Förmlichkeit, und du zerbrichst, indem du es zernichtest, nur ein hohles Bild.

Nein, nein! entgegnete Friedrich unmuthig: Das geht nicht so, wie du meinst. — In dem Augenblicke ließ sich ein Klopfen an der äußern Thüre, welche in die Prunkzimmer des Herzogs führte, und das Melisende schon ein Mahl leise vernommen hatte, stärker hören. Friedrich fuhr von Melisendens Seite unmuthig empor. Was ist das? rief er — Wer wagt es mich zu stören?

Es hat schon zwey Mahl gepocht, erwiederte Melisende.

Tritt hinter diesen Vorhang! sagte Friedrich, stand rasch auf, und öffnete die Thüre. Ein Edelknabe stand davor, und meldete leise flüsternd Jemand, der sich Gehör bey dem gnädigsten Herzog ausbath. Der Nahme wurde so sachte gesprochen, daß ihn Melisende nicht verstand. Aber der Herzog stampfte zornig mit dem Fusse, rief: Welcher Teufel führt ihn hierher? und fragte nach einem augenblicklichen Stillschweigen: Wo ist er?

Er folgt mir auf dem Fuße, hörte sie den Knaben sagen, und wirklich ließen sich rasche Tritte eines Gewaffneten vernehmen, die näher kamen, und Melisende hörte eine Stimme, die ihr Blut zu Eis gerinnen machte. Es war Ul-

rich von Pottendorf, welcher kam, um sich Urlaub vom Herzog zu erbitten, und den, ehe er Wien verließ, noch ein Bothe seiner Muhme, der Äbtissinn, ereilt hatte, dessen Bericht über Melisendens Entweichung aus dem Kloster und alle Umstände ihrer Flucht jeden Zweifel, der vielleicht noch in seiner Brust bleiben konnte, aufhob, und jede Möglichkeit besserer Hoffnung zerstörte. Er war dadurch ganz mit sich einig geworden, und diese Gewißheit gab seiner Haltung eine Ruhe, welche Friedrich, der auf nichts anders, als einen heftigen Sturm gefaßt war, befremdete und verlegen machte.

Ulrich verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber stumm. Friedrich, verstimmt durch alles Vorhergehende, fuhr ihn rasch an: Was führt Euch zu mir, Herr Ritter? Was treibt euch an, uns hier auf dem einsamen Schlosse zu überfallen?

Ich muß es sehr beklagen, erwiederte Pottendorf, indem ein bitterer Zug, wie Spott, sich um seine Lippen bildete, daß dringende Umstände mich zwingen, die Einsamkeit meines gnädigsten Herrn zu stören. Ein scharfer Blick, der Friedrich bey diesen Worten traf, und eine Purpurgluth über dessen Züge goß, überzeugte

den Ritter von der Richtigkeit seiner Vermuthungen. Beyde schwiegen einige Augenblicke. Dann ermannte sich Friedrich, und ungeduldig fragte er: Und was wollt ihr von mir?

Ich habe euch, gnädigster Herr! zwey Bitten vorzutragen, deren Gewährung ich von Eurer Huld erwarte.

Zwey auf einmahl! Doch sprecht!

Ulrich richtete sich empor, sein Blick ruhte fest und durchdringend, während er mit dem Herzog sprach, auf diesem, der seinerseits den seinigen verwirrt zu Boden schlug. Pottendorf begann, und das Beben seiner Stimme, so wie seine ganze Haltung, zeugten von dem Kampfe, der in ihm vorging, und von der Gewalt, womit er ihn beherrschte: Gnädiger Herr! Verschiedene Vorfälle, und bittere Erfahrungen haben mich endlich zu dem Entschluß vermocht, meine Ehe mit Melisende Lascaris, eurer Verwandten, hoher Herr, durch die Dazwischenkunft der Kirche trennen zu lassen.

Friedrich erhob das Auge bey dieser Rede, tieferes Roth überflog noch einmahl sein Gesicht, er starrte den Ritter an, aber er erwiederte nichts.

Ihr erlaßt mir, hoher Herr! die nähern Um-

stände aufzuzählen. Sie sind Manchem, sie sind auch wohl euch, Herr Herzog, nicht unbekannt — Friedrichs Auge suchte von Neuem den Boden — und da wollte ich euch, gnädigster Herr, gebethen haben, eure Einwilligung nicht zu versagen.

Friedrich neigte bejahend das Haupt, ohne zu sprechen. Eine längere Pause trat ein. Der Herzog brach das Schweigen mit der Frage: Und eure zweyte Bitte? —

Eure Kraft und Tapferkeit, gnädiger Herr! hat vor zwey Jahren das Innere des Landes beruhigt. So wenig günstig auch der Ausgang des letzten Krieges durch den Verrath und die Feigheit Einzelner war, so war sein Beginn doch so glorreich, und ein solcher Beweis eures Muthes wie eurer Macht, daß Bela wohl sobald nicht daran denken wird, eure Länder zu beunruhigen. Von Seite Böhmens schützen euch für jetzt Verträge, und so sehe ich vor der Hand keine Gelegenheit, wo mein Schwert und mein Arm meinem Lehensherrn nothwendig oder nützlich seyn könnte —

Wozu soll das Alles führen? fragte Friedrich ungeduldig.

Zu nichts Anderm, gnädigster Herr, als zu

der Bitte, ihr möchtet mir auf zwey Jahre Urlaub geben.

Ihr wollt mich und mein Land verlassen? rief der Herzog gereizt: Fürwahr ein seltsamer Entschluß!

Nicht so seltsam, gnädiger Herr! da Viele ihn zu dieser Zeit theilen. Wie Manche sehen wir einzeln oder in ganzen Schaaren dem heiligen Lande zuströmen, um der bedrängten Christenheit Hilfe zu bringen? Das Kreuz braucht überall Streiter, und es war längst mein Wunsch, das Verdienst so mancher frommen Kämpfer zu theilen, und mein Schwert für den heiligen Glauben zu ziehn. Es geht nun eben ein Zug von einigen Rittern aus den vorderen Landen hier durch nach Böhmen, wo sich der königliche Prinz Ottokar an sie anschließen will, um die heidnischen Preussen zu bekämpfen, und das Panier des heiligen Kreuzes am Ufer der Ostsee aufzupflanzen.

Ich habe davon gehört, es sollen wackere Ritter seyn, auch ein Graf von Habsburg ist unter ihnen, den man sehr rühmt.

Ganz recht, die Gelegenheit ist günstig, und kommt so gut nicht bald wieder. Daher wollte ich euch gebethen haben, gnädigster Herr! —

Pottendorf! Pottendorf! rief der Herzog mit überwältigtem Gefühle: Hofft nicht, mich zu täuschen! Ich durchschaue euch, und ich gestehe euch, mein Innerstes verwünscht in diesem Augenblicke die Verkettung von Umständen, die euch zu diesem Entschlusse, und mich um einen meiner besten Vasallen bringt.

Ein tiefer Seufzer schwellte des Ritters Brust, er zuckte die Achseln, und verneigte sich stumm.

Weigern kann ich euch meine Erlaubniß zu diesem Zuge nicht, dessen Verdienstliches ich anerkenne, und werde sie auch nicht weigern. Aber als euer gnädiger Fürst, der sich eurer treuen Dienste dankbar erinnert, und der euch wahrhaft schätzt, setzte Friedrich mit steigender Wärme hinzu, rathe ich euch, bitte ich euch, überlegt wohl, was ihr thut! Faßt keinen übereilten Entschluß, und laßt mich auf jeden Fall bis übermorgen durch Künring erfahren, was ihr beschlossen habt! Mit diesen Worten winkte er dem Ritter huldreich aber entlassend zu. Pottendorf verneigte sich stumm, und verließ das Zimmer, Friedrich aber eilte, so wie die Thüre sich hinter jenem schloß, durch die entgegengesetzte zu Melisenden.

Sie hatte einen Theil des Gesprächs vernommen, das Übrige errathen. Ihre kühnsten Wünsche waren erfüllt. Er selbst verlangte die Lösung seiner Ehe, noch mehr, er entfernte sich freywillig auf längere Zeit, und ging einem gefährlichen ungewissen Kampfe entgegen. Was konnte sie mehr verlangen? Wie hätte sie vor einer Stunde noch diese glückliche Wendung ihres Schicksals auch nur träumen können? Und dennoch, dennoch lag in diesem Allen Etwas, was sie nicht befriedigte, was ein höchst unangenehmes Gefühl in ihrer Seele zurückließ; und als Friedrich zu ihr eintrat, las sie auch in seinen Zügen Mißmuth und Trübsinn.

Du hast wohl gehört, wer bey mir war, und was er wollte, fragte Friedrich?

Melisende bejahete es.

Ich kann nicht sagen, wie unangenehm mir die ganze Unterredung war. Ich verliere den wackern Degen, den verläßlichen Mann ungern.

Er wird wieder kommen, warf Melisende tröstend hin, ohne selbst an diesen Trost zu glauben.

Friedrich wiegte verneinend das Haupt: Der kommt schwerlich wieder. Ich fürchte, ich habe ihn zum Letztenmahl gesehn. Beyde schwiegen.

Indessen, nahm der Herzog nach einigem Nachdenken das Wort, es führt dich an dein Ziel. Du wirst seiner los. Er gibt dich gern und freywillig auf.

Melisende konnte ein beschämendes, bitteres Gefühl nicht bemeistern, das sich in ihren Mienen zeigte — Es ist mir lieb, daß es so gekommen ist, sagte sie endlich, es ist mir nun klar, daß Pottendorfs Herz beruhigt ist, daß er mich vergessen, und vielleicht nie geliebt hat.

Friedrich schüttelte abermahl das Haupt ohne zu antworten. Beyde versanken in Stillschweigen. Ein unangenehmes, unheimliches Gefühl hatte ihn und sie berührt, sie vermochten sich der günstigen Wendung der Dinge nicht zu erfreuen.

Friedrich war unmuthig geworden, und er hatte dessen kein Hehl. Melisende bestrebte sich den Anschein von Ruhe und Unbefangenheit zu behaupten, welche den Geliebten, und vielleicht sie selbst von der Rechtmäßigkeit ihres Thuns, und von ihrem guten Bewußtseyn überzeugen sollte. In dem Gespräche, das nun abgebrochen und mühsam wieder begann, zeigte sich die gegenseitige Verstimmung fühlbarer. Zum erstenmahl mißverstanden sich die Liebenden, wurden

irre aneinander und uneins. Der Herzog verließ die Geliebte, die seinetwegen so viel geopfert, in Unwillen, der an Zorn grenzte, und sie fühlte sich unaussprechlich unglücklich, da sie sich von ihm verkannt und unwürdig behandelt glaubte. So war aus Pottendorfs Entschluß und Abschied ein bitterer Tropfen in den Taumelkelch ihrer pflichtwidrigen Freuden gefallen, der ihn vergiftete, und die Kette von Unrecht, Trug, Enttäuschung, Beschämung, und daraus entspringenden Mißverhältnissen fortsetzte und verstärkte, welche Melisenden seit dem ersten Schritte umschlungen hatten, mit dem sie vom Pfade des Rechtes abgewichen war.

Anmerkungen.

1) Diese Schlacht, ihr schlimmer Ausgang, seine Ursachen und Folgen sind geschichtlich.

2) Wolfger von Peran war ein Bürger von Wien, und Rathgeber des Herzogs bey Eintreibung der Steuer.

3) Die Sage ist bekannt, daß ein Sterndeuter dem Kaiser Friedrich dem Zweyten, als er auf Schloß Limburg den Sohn Graf Albrechts von Habsburg zur Taufe hielt, geweissagt haben soll, dieß Kind werde einst dem Kaiser auf seinem Throne folgen. Rudolph zog unter König Ottokar gegen die heidnischen Preussen.

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 21379 4339